

Wilhelm Ostwald  
und das  
humanistische Gymnasium

von  
P. Rupert Haenni, O. S. B.  
Dr. phil.

.....

II. Teil.

.....

Beilage zum Jahres-Bericht 1911/12  
der Kantonalen Lehranstalt Sarnen





Wilhelm Ostwald  
und  
das humanistische Gymnasium

von  
P. Rupert Haenni, O. S. B.  
Dr. phil.

---

II. Teil.

---

Beilage zum Jahres-Bericht 1911/12  
der Kantonalen Lehranstalt Sarnen.

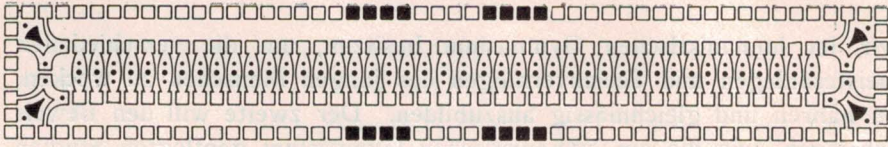


Sarnen  
Buch- und Kunstdruckerei Louis Ehrli  
1912.









Im ersten Teil unserer Studie über Ostwald und das humanistische Gymnasium haben wir uns vorzüglich mit dem Manne beschäftigt, der sich schmeichelte, unserem Jahrhundert den Morgengruss einer neuen Philosophie und einer neuen Pädagogik gebracht zu haben. In drei Abschnitten suchten wir vom Standpunkte der theistischen Weltanschauung, des christlichen Kulturproblems und einer universalen Geistesbildung aus seine Ideen zu werten. Das Ergebnis war ein negatives. Ostwalds Gedanken sind nur der trübe Reflex einer aus einem alten Vulkan hervorbrechenden Flamme mit etwas eigenartiger Färbung. Sein energetischer Monismus wird, wie ein ausgebrannter Krater, auf dem unfruchtbaren Lavafelde des Materialismus nichts weiter als eine neue Etappe menschlicher Geistesverirrung bezeichnen.

Pädagogische Reformen auf Grund monistischer Lebensweisheit und eine bloss technisch-utilitaristische Geistesdressur lehnen wir grundsätzlich ab und brechen nicht mit einer grossen Tradition, bloss deshalb, weil ein stolzer Naturforscher über die Zäune seines Wissens hinaus ein paar wuchtige Steine in den blühenden Garten der Geisteswissenschaften geworfen und mit dem klotzigsten von allen dasjenige Gartenbeet getroffen, in dem die schönsten Blumen, Blüten und Früchte prangen. Wir beginnen ruhig die Räumungsarbeiten und fahren fort in der Pflege der altbewährten Scholle. Dem titanischen Schleuderer aber, der uns in stolzem Selbstbewusstsein ein neues Feld zur Bebauung anweisen möchte, danken wir für sein Danaergeschenk; soweit seine Wissenschaft in den Rahmen des humanistischen Gymnasiums passt, haben wir sie bereits aufgenommen, bevor er mit seinen Schriften in die Welt hineinpolterte. Seine masslosen, zum grössten Teil durchaus ungerechten Anklagen aber glauben wir nicht besser widerlegen zu können, als durch eine eingehende Würdigung und richtige Einschätzung jener altbewährten Geistespalästra, in der durch Jahrhunderte hindurch so mancher junge Held gelernt hat, im grossen Kampfe der Ideen erfolgreich mit dem Gegner den Degen zu kreuzen.

Zwei Grundgedanken sollen uns im Folgenden beschäftigen. Der erste sucht zu zeigen, welch' unvergleichliche Lebens- und Kraftquelle



wir im humanistischen Gymnasium besitzen, um die verschiedenen Geistesanlagen und Seelenvermögen des jungen Menschen zu wecken, zu nähren und gleichmässig auszubilden. Der zweite will den Beweis erbringen, wie die am humanistischen Gymnasium gepflegten Studien uns bis zu den Wurzeln unseres Kulturlebens führen und den Schüler die grundlegende Bedeutung erkennen lassen, den die Antike für den Ausbau dieses Kulturlebens hatte. Dabei wird sich zugleich herausstellen, wie kein Mittel zur Ausbildung und Förderung des heutzutage allgemein geforderten historischen Sinnes geeigneter ist, als die Beschäftigung mit der Literatur der alten Griechen und Römer.





# I.

## Das humanistische Gymnasium und harmonische Menschenbildung.

Unserer Zeit ist vielfach der Sinn für das Harmonische im Menschen abhanden gekommen. Die einseitige Betonung der Natur und ihrer Kräfte hat auch zu einer einseitigen Ausbildung und Pflege des Physischen im Menschen auf Kosten des Psychischen, geführt. Nicht der harmonische Mensch Platons, Göthes oder Humboldts, nicht die schöne Seele, wie das Christentum sie zeichnet, ist das Ideal, nach dessen Verwirklichung eine Hauptströmung der heutigen Pädagogik ringt, es ist die einseitige, exzentrische, überschäumende Persönlichkeit, es ist „der blasirte Held der Decadence, zerrissen wie Lord Byron, proteusartig wie Nietzsche“. Seitdem letzterer das Wort gesprochen, der grosse Mann stehe allein auf einsamer Höhe und daher von seinem Helden nicht Ebenmass, Gleichmass oder Mittelmass, sondern das Uebermass verlangt, lauscht besonders die Jugend gern diesem neuen Evangelium des Uebermenschentums. Was für Charaktere aber dasselbe zu bilden vermag, das zeigt uns der Philosoph der Lebensbejahung in einer erschütternden Analyse seiner eigenen Persönlichkeit: „Was blieb mir noch zurück? Ein Herz, müde und frech, ein unsteter Wille, Flatterflügel, ein zerbrochener Rückgrat.“ (Zarathustra.) Doch mit gebrochenen Schwingen ist kein Geistesflug möglich, die Flatterflügel gilt es zu beschneiden, nicht erst der Jugend anzuzüchten; müde oder gar freche Herzen erzeugt der Zeitgeist zur Genüge, wir brauchen nicht noch die Schule in seinen Dienst zu stellen. Vor allem Uebermass, vor aller Einseitigkeit muss die Erziehung und Bildung sich fern halten. Weder der übertriebene Spiritualismus noch der krasse Materialismus vermittelt harmonische Menschenbildung. Die Icarusseelen mit den Icarusgelüsten in der Brust wird die Glut der Sonne versengen und die Meereswooge verschlingen, die kalten Utilitaristen und



schnöden Mammonsjäger aber, die *auri sacra fames*, der verfluchte Hunger nach Gold, verzehren. Unsere Zeit hat zuviel solch seelisch verkrüppelter Existenzen gesehen, um nicht den Zeitgeist als einen schlechten Pädagogen einschätzen zu müssen. Er schafft überall nur ein geistiges Chaos, keinen seelischen Kosmos, schreiende Dissonanzen, keine Seelenharmonie.

Wollten wir dieser Pädagogik folgen, so dürften uns dafür die kommenden Geschlechter wenig Dank wissen; fluchen würden sie uns, dass wir sie zu Zisternen geführt, die nur verpestetes, Leib und Seele langsam vergiftendes Wasser bergen. Nein, um stagnierende, faulende Gewässer geben wir den Jungbrunnen nicht her, aus dem Jahrhunderte Kraft und Leben getrunken. Ein „Jungbrunnen“ im vollsten Sinne des Wortes aber ist das humanistische Gymnasium stets gewesen, weil der ganze Mensch untertauchen konnte in seinen gesunden Fluten und weil er neugestärkt aus diesem Bade hervorging, um in geistiger Frische sich an die hohen Aufgaben des Lebens zu machen. Diese Wirkung aber erzielt das humanistische Gymnasium nur dadurch, dass es den ganzen Menschen erfasst, dem Verstande, der Phantasie und der Energie oder Willenskraft in gleichmässiger Weise Nahrung zuführt, und so zur wahren Humanität, zur edlen Menschlichkeit erzieht. Diese Erziehung zum Vollmenschen aber erfolgt auf dem vom humanistischen Gymnasium eingeschlagenen Wege: a) der intellektuellen, b) der literarisch-aesthetischen und c) der sittlich-religiösen Bildung. In der allseitigen Erfahrung und Durchbildung der menschlichen Fähigkeiten hat bereits Wilhelm von Humboldt das Ideal der Erziehung erkannt, denn er sagt: „Die Lebhaftigkeit der Sinnlichkeit, die Wärme des moralischen Gefühls, die Stärke des Willens, alles geleitet und beherrscht durch die Vernunft, ergeben den Charakter des vollendeten Menschen.“<sup>1)</sup> Und in einem Briefe an Körner schreibt er einmal, die Einheit der Kräfte dürfe nicht eine Einheit durch Alleinherrschaft einer Kraft, sondern durch gleichen Regierungsanteil einer jeden sein.<sup>2)</sup>

In den folgenden Abschnitten, welche das humanistische Gymnasium als Stätte harmonischer Menschenbildung näher charakterisieren wollen, kann es nun nicht unsere Absicht sein, sämtliche Fächer in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, sondern bloss die Sprachen, in erster Linie die klassischen, gegen welche Ostwald vorzüglich seine Geschosse richtet.

1) „Ueber Religion“. Gesamm. Schriften I 61. Der Ausdruck: „Sinnlichkeit“ ist hier offenbar in der Bedeutung: sinnliche Erkenntnis, in der vollen Ausdehnung dieses Begriffes zu fassen.

2) Ansichten über Aesthetik und Literatur von W. v. Humboldt. Brief vom 19. Nov. 1793.



## a) Intellektuelle Bildung.

Die intellektuelle Bildung kann nach ihrer formellen und materiellen Seite unterschieden werden, je nachdem die Uebung und Anregung der geistigen Kräfte, oder die Mittheilung allgemein wissenschaftlicher Kenntnisse, die eigentliche Bereicherung des Geistes, in Betracht gezogen wird. Obgleich nun fast bei jedem Fache Befähigung und Bereicherung des Geistes miteinander Hand in Hand gehen und sich gegenseitig einschliessen, so gibt es doch Unterrichtsmittel, welche mehr formell bildende Kraft besitzen, wie z. B. die mathematischen Wissenschaften, andererseits solche, welche in überwiegender Weise ein Material von Kenntnissen vermitteln, wie z. B. die Geschichte. Keine Disziplin aber vereinigt wohl beide Momente: möglichst grosse Bereicherung des Geistes mit möglichst allseitiger Weckung und Entwicklung geistiger Kräfte in der Masse in sich, wie die Sprachwissenschaften und allen andern voran die Kultursprachen von Hellas und Rom.

### a) Formelle Bildung.

Mit dieser Behauptung treten wir in offenen Widerspruch zu den Anschauungen Ostwalds, der den Sprachen überhaupt, besonders den klassischen, jeden formellen Bildungswert abspricht. „Seit Menschengedenken,“ sagt er, „wird von interessierter Seite, nämlich von den Philologen, der unersetzliche Wert sprachlicher Studien, insbesondere der alten Sprachen, behauptet. Diese Behauptung ist niemals bewiesen worden. Prüft man sie an Hand der Erfahrung, so ergibt sich genau das Gegenteil. Bewirkt die Kenntnis der alten Sprachen, insbesondere ihrer Grammatik, irgend eine Vermenschlichung irgend einer rohen Energie? Ich kann nichts derartiges erkennen, und auch die Pädagogen, die für den Wert des sprachlichen Unterrichtes eintreten, verzichten auf eine solche Behauptung und suchen den Wert in der formellen Seite der Bildung. Wir werden schon hieraus schliessen müssen, dass, wenn ein gleich formaler Wert durch irgend einen andern Wissensgegenstand erzielt werden kann, der jenem energetischen Kriterium entspricht, er an die Stelle des Lateinunterrichtes zu treten hat. Ich glaube wohl kaum meine Ueberzeugung auszusprechen, dass einerseits in den Naturwissenschaften, andererseits in



der Nationalliteratur des betreffenden Volkes diejenigen Unterrichtsgegenstände zu finden sind, welche den energetischen Forderungen genügen.“<sup>3)</sup> Und später heisst es: „Ich behaupte, dass der formale Wert der Sprachen unbegreiflich überschätzt wird. Alle natürlichen Sprachen sind Sammlungen von Ideen, die grösstenteils wieder längst von der Menschheit aufgegeben worden sind. Wir sagen bis heute „Sonnenaufgang“, während wir alle überzeugt sind, dass nicht die Sonne über den Horizont aufgeht, sondern, dass sich der Erdball der Sonne entgegendreht. Gerade die ersten, kindlichsten und irrümlichsten Vorstellungen über die Beschaffenheit der Dinge sind in der Sprache niedergelegt, und bei aller philosophischen Arbeit erschwert nichts so sehr die Gewinnung brauchbarer Resultate, als der Umstand, dass man auf das elende Werkzeug der Sprache angewiesen ist, das einem unter der Hand zerbröckelt. Darum sind bis auf den heutigen Tag die Philosophen noch nicht zur Einigkeit über die Grundsätze ihrer Wissenschaft gelangt, während alle andern Wissenschaften von Mathematik bis zur Physiologie über einen mehr oder weniger erheblichen Bestand allgemein anerkannter Prinzipien verfügen. Es besteht für den, der beides kennt, nicht der geringste Zweifel darüber, dass z. B. aus der Chemie unvergleichlich viel mehr wirkliche Logik zu lernen ist, als aus allen Sprachen zusammen genommen; denn während eine jede Sprachregel durch zahllose Ausnahmen willkürlich durchbrochen wird, haben die Naturgesetze allgemeine Gültigkeit. Unter Logik aber verstehen wir nichts anderes, als die regelrechte Anwendung bestimmter Gesetze. Lernt der Schüler im Sprachunterrichte, dass es keine Regel ohne Ausnahme gebe, so wird er es auch für denkbar halten, dass einmal das Wasser von selbst aufwärts laufen, oder dass eine Aussage und ihr Gegenteil gleichzeitig richtig sein können. Durch die sprachliche Uebung wird also nicht etwa Logik entwickelt, sondern sie wird verdorben.“<sup>4)</sup>

In dem Vortrage: „Der Kulturwert der Hilfssprache“ wird die gleiche Anklage vorgebracht und dann noch beigefügt: „Es ist nicht nur einfacher, sondern auch weit sicherer und erfolgreicher, Logik unmittelbar zu lernen, als sie in unvollkommener und irreführender Weise aus ihrem spärlichen Vorkommen in der Sprache herauszusuchen. Kinder sind dazu am wenigsten geeignet, denn bei ihnen revoltiert gerade ihr bisschen Logik gegen die unlogischen Willkürlichkeiten der Sprache. Die Sprachfehler, welche sie begehen, sind bekanntlich zum allergrössten Teil nur regelmässig gebildete Formen, gegen deren Anwendung gar nichts anderes einzuwenden ist, als dass

3) Vergl. In „Forderung des Tages“: Energetik und Kulturgeschichte S. 73.

4) Ebds. 74. und 75.



sie nicht gebräuchlich sind. Ein an solchen Zufälligkeiten erzogener Geist hat später die grössten Schwierigkeiten, wenn es sich um die sachgemässe Erfassung naturgesetzlich geordneter Tatsachen handelt.“<sup>5)</sup>

Scharfe Akzente besonders gegen die klassischen Sprachen schlug Ostwald auch in dem 1907 in Wien gehaltenen Vortrage: „Naturwissenschaftliche Forderungen zur Mittelschulreform“ an. „Ich denke, dass die Sprachen nicht nur keinen, sondern einen entschieden negativen Bildungswert besitzen.“<sup>6)</sup> . . . . . „Einen Gesamtunterricht, für welchen die Sprachen den Untergrund bilden, wie beim Gymnasialunterricht die klassischen Sprachen, ist das gerade Gegenteil von dem, was wir unsern Kindern beibringen müssen, um aus ihnen verständige, logisch denkende und zweckmässig mit ihrem Gehirn arbeitende Menschen zu machen. Die Willkür in der Ausbildung und Gestaltung der Sprache, die in den zahllosen Ausnahmen von der Regel ihren Ausdruck findet, ertötet in dem jungen Gemüte das Gefühl für die Gesetzmässigkeit und die grossartige Ordnung, die wir in der Natur bei ihrem Studium immer wieder antreffen. Sie tötet das Kausalempfinden und das Bewusstsein dafür, dass aus gegebenen Praemissen ein bestimmter Schluss folgt . . . . . Ein derartiges Material ist in keinerlei Weise geeignet, die Bildung der Verstandestätigkeit irgendwie zu fördern. Es bringt die Ernährung mit diesem Material gerade umgekehrt die so sehr verbreiteten rachitischen Erscheinungen auf dem geistigen Gebiete hervor, den Mangel einer kräftigen Knochenstütze beim Denken und Handeln, welcher der grösste Fehler unserer Zeit ist.“<sup>7)</sup> Geradezu persönlich und gehässig wird Ostwald in den weiteren Ausführungen dieses Vortrages: „Zeichnen sich die Menschen, die viele Sprachen sprechen gelernt haben, irgendwie durch besonders hervorragende geistige Eigenschaften aus? Dann müssten unsere Hotelportiers und die Bediensteten der Schlafwagengesellschaften, die eine ganze Anzahl Sprachen zu kennen pflegen, die intellektuelle Blüte der Menschheit sein. Da haben Sie wiederum den naturwissenschaftlichen Nachweis, was die Sprachkenntnis bedeutet, und wie wenig sie mit der geistigen Freiheit und Leistungsfähigkeit zu tun hat.“<sup>8)</sup>

Den Haupttrumpf aber hat Ostwald in seinem Vortrag: „Wider das Schulelend“ ausgespielt: „Die Sprache,“ heisst es da, „ist ein Mittel, Gedanken zu übertragen, ebenso wie die Strasse ein Mittel ist, Orte zu verbinden. Dem Verfahren der Schule (deren Stundenplan mehr als zur Hälfte mit Sprachunterricht ausgefüllt ist) würde es

5) A. a. O. S. 488 f.

6) A. a. O. S. 522.

7) A. a. O. S. 524.

8) A. a. O. S. 526.



entsprechen, wenn wir mehr als die Hälfte der Erdoberfläche mit Strassen bedeckten und alle übrigen Bedürfnisse des Menschen auf den kleinen Rest zusammendrängten, der hernach übrig bleibt. Aber die Sprache ist ja doch an sich ein Bildungsmittel, wird uns hier der Chor der Gymnasiallehrer, unter Führung der Humanisten, entgegenrufen. Das ist eben der grobe Irrtum, durch welchen unser Mittelschulwesen sich selbst zur Unfruchtbarkeit verdammt hat. Die Sprache ist ebensowenig ein Bildungsmittel wie die Eisenbahn, sondern ein Verkehrsmittel, und wenn man behauptet, dass sie die verkörperte Logik sei, so tut man der Logik ein schweres Unrecht. Vielmehr ist die Sprache der verkörperte Widerspruch.“<sup>9)</sup>

In ähnlichen Ausfällen ergeht sich auch Ostwald in seinem Buche: „Grosse Männer“,<sup>10)</sup> dem in jüngster Zeit durch Julius Ruska<sup>11)</sup> eine vernichtende Kritik zuteil geworden ist. Ostwald eifert in der neunten Vorlesung, betitelt: „Die Jugend“, besonders gegen das Latein. Die formale Bildung, welche diese Sprache vermitteln solle, sei nichts anderes als ein erfundenes Schlagwort; es sei nicht wahr, dass durch die Gewöhnung an die Anwendung der Regeln der Grammatik und Syntax der jugendliche Geist zur Logik und zum gesetzmässigen Denken erzogen werde. Man brauche nur irgendwelche sprachliche Eigentümlichkeit des Lateinischen, oder einer andern Sprache mit den Regeln der einfachsten Logik zu untersuchen, um alsbald die Entdeckung zu machen, dass der Charakter der Sprache von begrifflicher Klarheit ebensoweit entfernt sei, als eine Schutthalde von geometrischer Regelmässigkeit.

Doch genug der Anklagen. Wir haben eine Reihe der schwerwiegendsten angeführt, um dem Leser einen genauen Einblick in die Argumentationsweise Ostwalds zu ermöglichen. Man möchte nun freilich fragen, ob es sich wirklich der Mühe lohne, einen Gegner solchen Kalibers, wie Ostwald, zu widerlegen. Doch mit Ruska müssen wir sagen: „Herr Ostwald trägt seine Weisheit überall zu Markte und unser Schweigen könnte dahin gedeutet werden, dass gegen diesen auf die Urteilslosigkeit und die Instinkte der Massen berechneten Blödsinn wirklich nichts zu erwidern wäre.“<sup>12)</sup> Wie Ruska gegen Ostwalds: „Grosse Männer“, so nehmen wir gegen seine „Forderung des Tages“, soweit sie in obigen Auslassungen die Schule betreffen, Stellung. In manchen Punkten kehren freilich dieselben Anklagen wieder, und da werden wir Ruska das Wort geben.

9) Wider das Schulelend. S. 34 f.

10) 2. Auflage Leipzig, Akadem. Verlagshdlg. 1910. Vgl. 342—345, 351—356.

11) Schulelend und kein Ende. 1911. Quelle und Meyer, Leipzig.

12) A. a. O. S. 56.



Wer teilt wohl Ostwalds Ansicht, alle natürlichen Sprachen seien in Wirklichkeit Sammlungen von Ideen, die grösstenteils längst von der Menschheit aufgegeben worden seien? So radikale Umwälzungen haben die menschlichen Anschauungen denn doch nicht gemacht, und wenn auch der eine oder andere Ausdruck, der in frühern Zeiten geprägt wurde, eine sachliche Unrichtigkeit in sich schliesst, wie das Wort „Sonnenuntergang“, auf dem Ostwald in Ermangelung anderer gleichartigen immer wieder herumreitet, so kann man nur in sophistischer Weise behaupten, dass dies „grösstenteils“ der Fall sei. Die Sprache des Augenscheins, die in dem Worte „Sonnenauf- und -Untergang“ zum Ausdruck kommt, ist für die Mehrzahl der Menschen immer noch deutlicher, als ein allzugelehrter, den Sachverhalt richtig wiedergebender Terminus. Nicht einmal die Astronomie verschmäht ihn, und jedem Gebildeten ist bekannt, wie er auf Grund der Sinneserkenntnis entstanden und durch Kopernikus eine sachliche Korrektur erfahren hat, ohne dass man den Ausdruck selbst preisgab. Wie wenig sich gerade die Vertreter der Naturwissenschaften an Ausdrücken stossen, die für eine frühere Stufe der Erkenntnis und Forschung zutreffend waren, es jetzt aber nicht mehr sind, zeigt z. B. der Ausdruck „Atom“. Früher galten die Atome als die kleinsten nicht mehr zerlegbaren Stoffteilchen und die Urbestandteile der Dinge. Der Chemiker und Physiker von heute aber denkt sich das Atom als kleinste chemisch wirksame Stoffmenge. Die Erscheinung des Atomzerfalles ändert an dieser Auffassung nichts, weil die Produkte des Atomzerfalles, die Elektronen, chemisch nicht wirksam sind. Das Wort ist also dasselbe geblieben, sein Inhalt aber hat sich geändert; trotzdem halten die Gelehrten an dem Ausdrucke „Atom“ bis dahin fest, und keinem vernünftigen Naturforscher kommt es in den Sinn, deshalb seinen Unmut an der Sprache auszulassen. Dass durch den obigen Ausdruck „Sonnenuntergang“ das logische Denken eine Einbusse erleide, ist Ostwaldsche Autosuggestion. Welchen Ausdruck will er denn an dessen Stelle setzen? Erst etwas Besseres, Herr Geheimrat, und dann mit dem Alten in die Rumpelkammer!

Recht einfältig klingt es auch, wenn Ostwald von einem mehr oder minder erheblichen Bestand allgemein anerkannter Prinzipien auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften spricht, den Philosophen aber vorwirft, sie seien bis auf den heutigen Tag nicht zur Einigkeit über die Grundsätze ihrer Wissenschaft gelangt, weil sie auf das elende Werkzeug der Sprache angewiesen seien. Abgesehen davon, dass die Philosophie eine grosse Summe gesicherter und allgemein anerkannter Wahrheiten besitzt (z. B. die Logik), ist auch die Behauptung, es fehle der Sprache an den nötigen festen Begriffen zur Fixie-



rung anerkannter Wahrheiten durchaus unrichtig. Wie kann man nur die Sprache verantwortlich machen für die Schwäche der menschlichen Erkenntniskraft und die dadurch bedingte mangelhafte Einsicht in das Wesen der Dinge? Seit wann hat sich die Sprache als unfähig erwiesen, den Entdeckungen der Naturwissenschaft und den Forschungsergebnissen der Philosophie eine bestimmte Fassung zu geben? Sollte wirklich die Sprache daran Schuld sein, dass das Wesen der Elektrizität, des Lichtes, des Magnetismus und tausend andere Dinge dem Naturforscher noch so rätselhaft erscheinen? Wir sehen, Ostwalds Argumentation strotzt von Ungereimtheiten.

Auf die Forderung, dass nicht an dem unlogischen Sprachmaterial, sondern an den Naturwissenschaften, ganz besonders an der Chemie, Logik gelernt werden solle, weil hier das Material logisch sei, hat Rusca die richtige Antwort gegeben: „Machen wir einmal an der Chemie die Probe,“ meint er, „wir werden gewiss nicht getadelt werden, wenn wir uns Ostwalds „Schule der Chemie“, die als erste Einführung in die Chemie für Jedermann bezeichnet wird, zum Führer dienen lassen. Sehen wir uns den Schwefel an. Er ist ein gelber, fettglänzender, spröder „Stoff“, er zieht gerieben leichte Körper an, er brennt mit blauer Flamme, er hat ein spezifisches Gewicht: haben diese und hundert andere Eigenschaften etwas mit der Logik zu tun? Das Verbrennungsprodukt, die schweflige Säure, ist ein Gas von stechendem Geruch, das sich reichlich in Wasser löst: lassen sich aus den Eigenschaften der Bestandteile Schwefel und Sauerstoff etwa die Eigenschaften der Verbindung logisch ableiten? Er schmilzt bei  $120^{\circ}$  zu einer beweglichen honigbraunen Flüssigkeit; wird er noch weiter erhitzt, so wird er so zäh, dass er nicht mehr aus dem Reagenzglas ausfließt — ei, da haben wir ja schon eine „Ausnahme“! Denn, so sagt uns Ostwald, darin unterscheidet er sich von allen anderen Stoffen, dass er bei gewissen Temperaturen durch Erhitzen zäher wird, während sonst das Gegenteil Regel ist. — Wir gießen den geschmolzenen Schwefel in kaltes Wasser: Das ist ja kein Schwefel mehr! ruft der Schüler aus. Freilich ist es Schwefel, erklärt der Lehrer, aber eine „andere Form“, amorpher Schwefel. Nun, wenn Logik in der Chemie etwas zu bedeuten hat, so ist gewiss die Erwartung logisch, dass jedes „Element“ bei bestimmter Temperatur seine ganz bestimmten unwandelbaren Eigenschaften hat. — Welcher Philologe würde zu zweifeln wagen? Aber da macht uns die Natur einen Strich durch unsere Logik und beschenkt uns nicht nur mit zwei, nein gleich mit fünf oder sechs „allotropen“ Modifikationen. (S. 248.) Ein schönes Wort — aber auch eine Erklärung? Nun, wir haben schon vorher erfahren, (S. 147), dass Diamant und



Graphit allotrope Formen des Elements Kohlenstoff sind; Körper von so entgegengesetzten, physikalischen Eigenschaften, dass kein Sterblicher ihre Identität erraten könnte. Frage: „Aber warum hat gerade der Kohlenstoff diese Verschiedenheiten?“ Antwort: „Der Kohlenstoff hat sie durchaus nicht allein. Du wirst bald genug noch andere Stoffe kennen lernen, bei denen gleichfalls mehrere feste Formen vorkommen.“ Das sollen wir wohl chemische Logik nennen!

Chlor hat das Verbindungsgewicht 35.46, Brom 79.92, Jod 126.92; das Mittel aus den Verbindungsgewichten von Chlor und Jod ist 81.19. Frage: „Warum ist es nicht genau das von Brom?“ Antwort: „Auf solche Frage kann man keine Antwort erwarten.“ (S. 246.) Aber war die Frage nicht ganz logisch?

Natrium verbindet sich mit einem Teil „Chlor“, Eisen mit zwei, Aluminium mit drei. „Wovon hängt das ab?“ Antwort: „Das ist eine Eigenschaft der Elemente, die der Schüler zunächst einfach auswendig lernen muss; später wirst du eine Regel darüber erfahren.“ Enttäuscht und betrübt gestehen wir uns, dass wir mehr von der Logik in der Chemie erwartet hätten.

Nein, das Material der Chemie ist nicht logisch, es ist empirisch, es ist aus unendlich vielen Erfahrungen und Beobachtungen zusammengehäuft, und wenn die Chemie keine Schutthalde ist, so dankt sie es dem menschlichen Geist, der in dieses Chaos von Dingen etwas Licht und Ordnung gebracht hat. Keine Logik der Welt wird aus der Eigenschaft der Schwefelsäure und des Kupfers die des schwefelsauren Kupfers abzuleiten imstande sein: nur die Erfahrung sagt uns, dass aus dem Zusammentreten der gefährlichen Flüssigkeit mit dem roten, zähen, schweren, undurchsichtigen, in Wasser unlöslichen, regelmäßig krystallisierenden Kupfer ein blaues, sprödes, leichtes, durchsichtiges, wasserlösliches, widerlich schmeckendes, triklines Salz entsteht. Warum krystallisiert es nicht monoklin wie das Eisensalz? „Weil“ es nur fünf statt sieben Moleküle Krystallwasser enthält. Aber warum ist dann das Bittersalz rhombisch, obgleich es wie das Eisensalz zusammengesetzt ist? Keine Regel ohne Ausnahme! Dieser böse Satz scheint auch in der Chemie zu gelten.“<sup>13)</sup>

In ähnlicher Weise wird von Ruska die Probe an der Botanik gemacht, und er schliesst seine Betrachtung hierüber mit den Worten: „Nachdem wir uns überzeugt haben, dass das „Material“ der Naturwissenschaft nicht logisch ist, sind wir auch bereit, das „Material“ der Sprache preiszugeben. Denn wie sollten Lautkomplexe, Schallphänomene, Lufterschütterungen logisch sein? — Doch freilich, Worte

13) A. a. O., S. 70–72.



sind nicht Schallphänomene wie das Rauschen der Blätter oder der wüste Lärm der Gasse, es sind Laute der menschlichen Kehle und als solche schon von physiologischem Standpunkte aus von Interesse. Mehr noch, sie zeigen einen Wandel im Laufe der Zeiten, dessen Gesetze aufzudecken gewiss nicht minder interessant sein muss, als dem Wandel des Pflanzenteppichs auf der Erde nachzuspüren. Aber — das Wunderbarste von Allem — diese schnalzenden, knarrenden, zischenden, bellenden und singenden Laute und Lautkomplexe, diese Worte bedeuten etwas, sie haben einen Sinn, sie sind für Millionen zusammenwohnender Menschen das Mittel, Vorstellungen, Wünsche, Handlungen hervorzurufen, Gedanken zu übertragen: das „Material“ wird vergeistigt, wird zum Träger des Gedankens, wird Sprache. Der Mensch findet Mittel, den flüchtigen Laut festzuhalten, das Wort in Bildern zu verkörpern, die Bilder in Silben- und Lautschrift umzusetzen, mit 25 Zeichen für die letzten Lautelemente die ganze unendliche Welt der Sprache darzustellen. Und dieses Leben der Sprache und Schrift, dieses Wunder, das alle Wunder der Chemie hinter sich lässt, diese einzige Schöpfung des menschlichen Geistes — ein Schutthaufen?

Grössere Torheiten sind von einem Manne der Wissenschaft nicht ausgesprochen worden, als Ostwald sie über die Sprache produziert hat.

Halten wir es für ein wünschenswertes Stück naturwissenschaftlicher Bildung, dass unsere Schüler die Pflanzen der Heimat kennen, dass sie auf ihre Besonderheiten achten, ihre Lebenserscheinungen verstehen lernen, dass sie von der Wichtigkeit der heimischen und fremden Kulturpflanzen eine Ahnung haben, wie sollte ihnen da die Einsicht in den Bau und die Geschichte der Muttersprache, die Bekanntschaft mit den Sprachen unserer nächsten Nachbarn, die Kenntnis der Sprachen unserer geistigen Ahnen, deren Leistungen auch die Grundlagen unserer modernen, so hochgepriesenen Kultur sind, vorenthalten werden.“ . . . . . „Ist die Geschichte der Pflanzenfamilie wirklich klarer und durchsichtiger als etwa die Entstehung des Italienischen, Französischen, Spanischen aus dem provinziellen Latein, oder der ursprüngliche Zusammenhang der indogermanischen Sprachfamilie?

Bietet nicht die Betrachtung von Formelementen und Wortklassen, wie die Geschichte jedes einzelnen Wortes nach Laut und Bedeutungswandel Gesetze, so streng als nur ein „Naturgesetz“ sein kann, und eine Fülle der interessantesten, kultur-historischen, psychologischen, ästhetischen Beobachtungen dazu? Und öffnet die Kenntnis einer fremden Sprache nicht gleichzeitig die Tore zu der



ganzen fremden Literatur, was immer daraus den Einzelnen später interessieren mag oder ihm für seine speziellen Studien notwendig ist? Man muss von allem Gefühl für die Wirklichkeit verlassen — oder ein Ignorant auf diesem Gebiete sein, um hier nur trostlose Mangelhaftigkeit und Willkür, Wertlosigkeiten und Hemmungen der geistigen Entwicklung zu finden, und den Hauptzweck, wozu wir fremde Sprachen lernen, ganz übersehen.“<sup>14)</sup>

Wie absurd klingt auch der Einwand, die zahlreichen Ausnahmen im Sprachunterricht könnten den Schüler veranlassen, beim Studium der Naturgesetze sogar das Widersinnigste für denkbar zu halten, z. B., dass das Wasser auch einmal von selbst bergaufwärts fließen könnte! Fürwahr, jeder auch nur mittelmässig begabte Schüler wird denn doch recht bald den grossen Unterschied zwischen Sprachgesetzen und Naturgesetzen erkennen, sowie die ganz verschiedenartige Weise, in der der Mensch beiden gegenübersteht. Sollten wirklich vorkommende Ausnahmen von einer Regel solche Verirrungen im logischen Denken unserer Jugend anrichten können, dann dürften wir sie kaum noch in irgend eine Schaubude treten lassen, wo ein Impressario auf den Händen läuft und mit den Zehen schreibt, weil sie durch diese Ausnahme von der allgemeinen Regel leicht zum Glauben verleitet werden könnten, es gebe auch wirklich Menschen oder gar Gelehrte, die auf den Händen oder auf dem Kopfe herumlaufen und mit den Füßen ihre Bücher schreiben.

Unsäglich plump und kaum begreiflich im Munde eines Lehrers wie Ostwald nimmt sich die Bemerkung aus, dass Hotelpartiers und Bedienstete der Schlafwagengesellschaft die intellektuelle Blüte der Menschheit sein müssten, wenn die Sprachen wirklich Bildung vermittelten. Wenn Ostwald durch Konstatierung dieser Tatsache den naturwissenschaftlichen Nachweis erbracht zu haben glaubt, was Sprachenkenntnis bedeute, so sieht es fürwahr mit seiner Logik erbärmlich aus. Ist ein Gelehrter, wie Ostwald, der selbst durch die Mittelschule gegangen, der selbst Mittelschullehrer gewesen, dann zum Universitätsprofessor vorrückte, wirklich nicht imstande, sich Rechenschaft zu geben von der so ganz verschiedenartigen Betriebsweise des Sprachenstudiums eines Hotelpartiers und eines Studenten an einer Gymnasial- oder Realschule? Vermag er nicht zu unterscheiden, wie ersterer von seinem engbegrenzten utilitaristischen Standpunkt aus sich mit einer gewissen, bloss mechanischen Fertigkeit zufrieden gibt, letzterer aber, von literarischen, ästhetischen und kulturellen Momenten ganz abgesehen, an Hand der Sprachlehre über den formellen

---

14) A. a. O. S. 73—75.



und syntaktischen Aufbau derselben sich Rechenschaft geben und jeden Faden des Sprachgewebes prüfen und verbinden muss, um einen Gedanken in die richtige Form zu kleiden. Während beim ersten fast ausschliesslich das Gedächtnis und ein gewisses mehr oder minder entwickeltes, unbewusstes Sprachgefühl tätig ist, über das er meistens nicht hinauskommt, wird für den letzten die Sprache in erster Linie Sache des Intellectes, der Reflexion, und gerade in dieser intellektuellen Bewältigung des Sprachstoffes, in dieser Gymnastik des Geistes, liegt das formell bildende Moment einer Sprache. Den Unterschied der bloss praktischen Spracherlernung und Aneignung derselben auf Grund des grammatischen Studiums erläutert treffend Willmann mit den Worten: „Wem die Sprache nur gesprochene, das Sprechen eine sich von selbst machende Tätigkeit ist, der hat ein unreflektiertes Sprachbewusstsein . . . . Es lässt gewisse Bande ungelöst, welche das Denken an die Sprache fesseln, den Geist in dem Banne des Wortes festhalten; es kommt nicht hinaus über die Gleichsetzung von Zeichen und Sache, von sprachlicher und realer Verknüpfung; es bleibt bei der Verschränkung von Gedanken und Ausdruck stehen, wie sie in dem unbewussten Schaffen und aneignenden Nachschaffen der Sprache sich gebildet hat. Zur Lösung dieser Verschränkung macht schon die Schreibkunde einen ersten Schritt, indem sie das Wort als Gegenstand erfassen lässt und so den Irrtum aufzuheben beginnt, als sei es nur Attribut eines Gegenstandes; aber erst anhaltende und eindringende Beschäftigung mit der Sprache vermag eine Umbildung des Sprachbewusstseins, die Erhebung desselben zum reflektierten zu bewirken. Das reflektierte Sprachbewusstsein weiss das Netz, welches die Sprache über die Dinge gezogen hat, von den realen Verkettungen dieser selbst zu unterscheiden; es vermag den Gedanken aus seiner sprachlichen Verkörperung herauszuheben und die sprachlichen Mittel zur Verfügung des Denkens bereit zu halten; es ist in der Werkstatt des Denkens und Sprechens wenigstens so weit heimisch, dass es die sprachlichen Manipulationen mit den gedanklichen nicht verwechselt.“<sup>15)</sup> Und an einer andern Stelle bemerkt der gleiche Gelehrte: „Jede Sprache spinnt ein anderes Netz von Beziehungen über die dingliche und geistige Welt, das seine Maschen an andern Stellen hat, die Vorstellungen zu andern Gruppen vereinigt, die Gedanken durch andere Gelenke verbindet; die Wörter, Formen und Fügungen verschiedener Sprachen decken sich nicht, ihre Bedeutungs- und Verwendungskreise sind exzentrisch, die Grenzlinien derselben bilden bei der einen Sprache eine andere Zeichnung als bei der anderen. Dieses Verhältnis kommt nur bei einer Sprach-

15) Didaktik. S. 351.



erlernung auf Grund der Sprachkunde zum Vorschein und zur Wirkung, und auf ihm beruht die eigentliche Bereicherung und Umbildung des Sprachbewusstseins. Zu solcher sind Vermittelungen: das Hingleiten an den Fäden jenes Netzes, das Innehalten bei seinen Verknötungen, das Verfolgen des Liniengewirres der Verwendungskreise der Wörter und Formen, Vermittelungen, die durch andere nie ganz ersetzt werden können. Treffend sagt Friedrich August Wolf, dass wir durch Kenntnis und fleissige Beschauung der Gepräge, welche jede Nation ihren Vorstellungen in den Worten aufgedrückt hat, zuerst anfangen, uns in der Intellektualwelt zurecht zu finden und die bereits daheim erworbenen Reichtümer derselben besser kennen und gebrauchen zu lernen, indem die mancherlei Modifikationen ähnlicher Hauptideen uns zwingen, die an denselben vorkommenden Unähnlichkeiten wahrzunehmen und solche Vorstellungen, die uns schon unter anderen Denkformen bekannt waren, von neuen Seiten aufzufassen; so erhalten wir in den miteinander verglichenen Wörtern und Ausdrucksarten nicht etwa armselige Schätze vieler gleichgeltender Zeichen, sondern einen uns wirklich bereichernden Vorrat an Mitteln zur Auflösung und Zusammensetzung unserer Ideen, die auf keinem anderen Wege zu gewinnen ist.“<sup>16)</sup>

Wenn dann Ostwald meint, alles, was nicht durch den naturwissenschaftlichen Unterricht geleistet werden könne, wie z. B. die Ausgestaltung des allgemein philosophischen Denkens, solle in die Deutschstunde verlegt werden, so übersieht er wieder, dass gerade die Muttersprache ein viel ungeeigneteres Mittel für die formelle Geistesbildung ist, als jede andere Fremdsprache. Hätte der Leipziger Gelehrte auch nur einen Blick in Willmanns „Didaktik“ geworfen, so wären vielleicht manche seiner ungeschickten Behauptungen ungeschrieben geblieben. „Der grammatische Unterricht,“ sagt Willmann, „der die Muttersprache zum Gegenstande hat, kann mit der Demonstration einer in Bewegung begriffenen Maschine verglichen werden; man sieht die Funktion der Teile, aber diese wollen nicht standhalten, man versteht das Ganze, und darum ist der Antrieb zum Eindringen in das Einzelne geringer. Der Schüler hat nicht sowohl Neues zu lernen, als das umzulernen, was er schon kann, und zu dessen wissendem Können er angeleitet werden soll. Das hat den Vorteil, dass sich Wissen und Können immer nahe bleiben und die fortschreitende Klärung des Sprachbewusstseins sich mit der mühelosen Betätigung desselben verbinden lässt; anderseits aber besteht der Nachteil, dass die angestammte Sprache niemals so gegenständlich

16) A. a. O. S. 353.



wird wie eine fremde und Belehrungen darüber nicht gleich wichtig erscheinen, weil das Objekt zu eng mit dem Subjekt verwachsen ist. So wenig sich der eigene Leib zum ersten Gegenstand naturgeschichtlicher Belehrung schickt, so wenig ist der lebendige Körper der Muttersprache ein ganz befriedigendes Objekt der ersten grammatischen Belehrung. Die griechische Bildung, welche nur dieses grammatische Studium kannte, zeigt, dass sein Bildungsgehalt nicht eben gering ist und wohl als Vorstufe für Sprachverständnis und Sprachkunst dienen kann; unser grammatischer Elementarunterricht in der Muttersprache ist gelegentlich unterschätzt, öfter aber überschätzt worden: ohne Frage kann er bei einer didaktischen Behandlung, die seinen rein analytischen Charakter zur Geltung kommen lässt, auch für sich allein über das unreflektierte Sprachbewusstsein hinausheben.“<sup>17)</sup> . . . . . „Zur Durcharbeitung des Sprachvermögens schreitet erst das Studium fremder Sprachen, welches das fremde Idiom in regeltem Fortschritt assimilieren lässt und in durchgängige Beziehung auf das Sprachbewusstsein setzt. Es hat vor dem grammatischen Betriebe der Muttersprache das voraus, dass es mit einem ruhenden und sich als neu darbietenden Gegenstand zu tun hat, dem darum das Aufmerken williger entgegenkommt; vor der praktischen Spracherlernung aber dies voraus, dass es die Lösung jener Verschränkung von Gedanke und Sprache, die Assoziation der Denkinhalte mit mehrfachen Sprachzeichen, das Abheben der bezeichneten Sache von der Form der Bezeichnung allmählich fortschreitend und mit Musse und Sorgfalt vollzieht.“<sup>18)</sup>

„Seit Menschengedenken,“ behauptet Ostwald, „wird von interessierter Seite, nämlich von den Philologen, der unersetzliche Wert sprachlicher Studien, insbesondere der alten Sprachen, behauptet. Diese Behauptung ist niemals bewiesen worden.“ Hat Ostwald sich wirklich irgendwo nach Beweisen umgesehen, bevor er diese kecke Behauptung schrieb? Mit mathematischer Genauigkeit lassen sich derlei Resultate allerdings nicht nachweisen, an überzeugenden Darstellungen von der Wichtigkeit und dem Nutzen der formal bildenden Kraft des Sprachenstudiums herrscht fürwahr kein Mangel, ja, die Literatur ist geradezu ins Ungeheure angewachsen und nach wie vor werden die alten Sprachen als ein vorzügliches Mittel zur Schulung im logischen Denken, ja geradezu als die elementarste Philosophie betrachtet. Willmanns ruhige, vornehme und überzeugende Argumentation möge auch hier, gegenüber den polternden Ausfällen Ostwalds zeigen, auf welcher Seite die Wahrheit liegt. „Die Formen-

<sup>17)</sup> A. a. O. S. 352.  
<sup>18)</sup> A. a. O. S. 352 f.



und syntaktischen Systeme der alten Sprachen gewähren eine vorzügliche logische Uebung, und zwar das Latein eine elementare, das Griechische eine höhere. Eine immanente Logik ist das Charakteristische der lateinischen Sprache und erst recht ihre Grammatik. Ihre Formensysteme sind knapp und symmetrisch genug, um den Anfänger ziemlich bald der Mühe Frucht pflücken zu lassen; ihre Syntax hat scharfe Distinktionen, die jedoch nicht schwer verständlich sind und die Form der Regel zulassen. Das Wesen der Sprachregel und die Technik ihrer Anwendung kann in der lateinischen Grammatik so unvergleichlich gut gelernt werden, wie im römischen Recht, was Rechtssatzung und Urteilsfällung ist. In beiden ist etwas von einem geistigen Exerzierreglement; der griechischen Sprachlehre und Philosophie kann man dem gegenüber die Anleitung zur geistigen Agonistik zuschreiben. Die Stärke des Griechischen besteht im Differenzieren und Nüanzieren, dem ersteren dienen die reichen Mittel der Wort- und Formbildung, dem letzteren der Schatz an Partikeln und syntaktischen Fügungen, in welchen es die Gedanken in die verschiedensten Beziehungen zu setzen und der Rede die feinsten Schattierungen zu geben weiss. Bei aller Fülle und Beweglichkeit wird aber das Gesetz nicht verleugnet, sondern es gleicht dem Spalier, welches die üppigen Ranken umsomehr verkleiden, je fester sie sich daran schliessen.“

„Zur Umbildung des Sprachbewusstseins haben die beiden alten Sprachen besondere Eignung, weil sie unseren modernen Sprachen nahe genug stehen, um in ein auf diesen erwachsenes Sprachbewusstsein eingreifen zu können, und doch zugleich fern genug stehen, um eine wirkliche Umbildung von jenem zu veranlassen. Um diese gerade richtige Distanz zu würdigen, muss man sich das Zunahe und Zuweit vergegenwärtigen. Wenn die zu erlernende fremde Sprache der Muttersprache zu nahe liegt, so wirkt sie gleichsam als ein zu schwaches Ferment; der Geist tritt aus der Denk- und Redeweise der angestammten Sprache nicht heraus, sondern modifiziert sie nur; die „Intellektualwelt“, in welche er eingeführt wird, verbindet sich mit der mitgebrachten ohne erhebliche Umgestaltung. Ist dagegen die fremde Sprache zu verschiedenartig von der Muttersprache, so kann sie zwar ein bedeutendes linguistisches Interesse wachrufen, aber das neue sprachliche Wissen und Können bleibt auf sich beruhen und wirkt nicht vielseitig genug auf das vorgefundene ein. Die beiden alten Sprachen nun haben die günstige Mittelstellung zwischen den beiden ungünstigen Fällen. Der Romane, Germane, Slave, welcher Latein und Griechisch lernt, hat es dabei mit Sprachen zu tun, welche dem eigenen Idiom stammverwandt sind, demselben einen grösseren oder geringeren



Teil seines Wortschatzes gegeben, seine Syntax mehr oder weniger beeinflusst haben. Die Werksätze des Denkens und Sprechens, in die er eingeführt wird, ist ihm also keineswegs ganz fremd; aber anderseits wird in ihr doch ganz anders gearbeitet als in jener, in der er grossgewachsen ist, und er hat genug neue Griffe zu lernen und allenthalben Anlass, seine Technik zu erweitern oder zu modeln.“<sup>19)</sup>

Doch, es würde zu weit führen und sich auch kaum der Mühe lohnen, den jeder tieferen Begründung entbehrenden Anklagen Ostwalds weiter zu folgen. „Man müsste ein Buch schreiben,“ sagt Ruska, „um alle vollendeten Sinnlosigkeiten und Unmöglichkeiten Ostwaldscher Schulreformideen zu widerlegen, wie sie aus seinem Ignorieren der elementarsten Tatsachen der Organisation und des Geistes unseres höhern Schulwesens und seiner souveränen Verachtung der „Geisteswissenschaften“ hervorgehen.“<sup>20)</sup>

Aus der Widerlegung obiger Irrtümer und den daran geknüpften Ideen Willmanns mag sich die hohe Bedeutung der klassischen Sprachen und des Sprachstudiums überhaupt, für die formelle Geistesbildung zur Genüge ergeben haben. Bei ruhig denkenden Männern, selbst im naturwissenschaftlichen Lager, dürften wohl die radikalen Reformgelüste Ostwalds wenig Anklang finden. Das Sprachstudium wird nach wie vor den Kern der Gymnasialbildung ausmachen und zwar gerade deshalb, weil die Sprache durch ihre Logik und Gesetzmässigkeit die gesündeste Disziplin des Denkens ist und bleibt.

Damit ist nun freilich keineswegs gesagt, dass im griechischen und lateinischen Unterricht die intellektuelle Ausbildung nach ihrer formellen Seite an Hand der Grammatik durch alle Klassen hindurch zur Hauptsache gemacht werden darf, und dass mündliche und schriftliche Uebungen Kern und Krone des altsprachlichen Unterrichtes bilden müssen. Wer dieser Anschauung huldigt, den trifft mit Recht Grävell's spöttische Bemerkung: ihm kämen viele Philologen vor wie jemand, dem man einen schönen Apfel geschenkt habe und der nun bedächtig die Schale abmache und sie esse, statt den Apfel zu verspeisen: sie begnügten sich mit der Schale, ohne des Kernes zu gedenken.<sup>21)</sup> Es hat freilich eine Zeit gegeben, wo die Philologie einem solchen einseitigen Intellektualismus huldigte. Diese Einseitigkeit hatte ihren Grund in einer kulturhistorischen Zeitströmung, sie war der Ausfluss der Hegelschen Philosophie. Hegel hatte bekanntlich das ganze Leben in reines Denken aufgelöst; der gesamte Lebensprozess war für ihn in erster Linie Sache intellektueller, nicht moralischer Kräfte, die

19) A. a. O. S. 364 f.

20) Ebds. S. 56.

21) Pädagog. Archiv XLIII S. 49. Zitiert bei Grimmich. S. a. a. O. S. 23.



ganze Wirklichkeit nichts anderes als ein Gewebe logischer Beziehungen. In den Jahren 1818—1831, wo er eine Art philosophischer Diktatur in Deutschland ausübte und die Hegelsche Philosophie Modephilosophie geworden, geriet auch die Philologie in den Bann dieser Weltanschauung. Das formal-logische Denken wurde als oberstes Ziel des Unterrichts betrachtet, vor allem Geistesdressur und Verstandesgymnastik angestrebt, dafür aber Phantasie, Gemüt, Wille, kurz Persönlichkeitsbildung auf Kosten des Intellektualismus vernachlässigt. Dieser Umstand brachte es mit sich, dass die Grammatik der alten Sprachen im Zentrum des ganzen Unterrichtes zu stehen kamen und die schriftstellerische Lektüre fast ausschliesslich in ihren Dienst gestellt wurde. Hegel selbst hatte darauf hingewiesen, dass der Wert des grammatischen Studiums gar nicht hoch genug eingeschätzt werden könne, indem man gerade durch die grammatikalische Terminologie sich in Abstraktionen bewegen lerne. Dadurch ward eine Einführung in die antike Gedankenwelt bedeutend erschwert. Die zu ausschliessliche Betonung eines an und für sich richtigen Prinzipes im Sprachstudium führte zu einem höchst einseitigen philologischen Formalismus, der sich lange Zeit mit Zähigkeit erhielt. Gehört nun die Richtung als solche auch der Geschichte an, so sind doch noch gewisse Nachwehen bis auf den heutigen Tag bemerkbar, zum Schaden des altsprachlichen Unterrichtes. Zur Warnung vor solchen Auswüchsen scheinen uns folgende Worte Willmanns geschrieben: „Schon Zeno unterschied zwei Arten von Schülern, die Philologen, die in den Worten die Sache suchten, und die Logophilen, die sich nur um die Worte kümmerten. Die letzteren, zumal jene, bei denen die Akribie zur Kleinlichkeit, die Methode zur Pedanterie ausartet, die Wortklauber und Silbenstecher, haben den Gegnern der Sprachstudien von je einen willkommenen Angriffspunkt gewährt. Oft genug ist die Sprachlehre auch als Vermittlungsmittel hingestellt worden, weil sie den Geist mit Minutien und Quisquilien umringe und dem Verstande durch dürren Grammatismus und leeren Formalismus eine unfruchtbare Richtung gebe; ja, der Verstand, heisst es, habe dabei nicht einmal das letzte Wort, das viel mehr dem *usus tyrannus* zusteht, einer Autorität, die alles Weitere abschneidet . . . . Ausstellungen derart treffen weniger den Kern der Sache, als sie vielmehr zeigen, dass auch wertvolle Bildungsmittel den Geist schief treffen und selbst schief richten können; sie mögen aber zugleich einschärfen, dass Sprachstudien noch nicht das Ganze des philologischen Bildungselementes ausmachen und dass auch dieses noch der Ergänzung durch andere Elemente bedarf.“<sup>22)</sup>

Ein Element nun, welches wie kein zweites der Schablone und

---

22) A. a. O. S. 356 f.



dem Mechanismus steuert und einen rationellen Betrieb der Grammatik, der formellen Seite des Sprachstudiums, ermöglicht, liegt in der Etymologie. Der Professor der Sprachwissenschaft an der Universität Breslau, Schrader, hat vor nicht gar zu langer Zeit in der „Deutschen Literaturzeitung“<sup>23)</sup> in einem Artikel: „Gymnasium und Sprachwissenschaft“ mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass der geistlose, wenig sprachwissenschaftliche Betrieb in den alten Sprachen an den Gymnasien zu beklagen sei, dass zu wenig ein Einblick in das Wesen der Sprache vermittelt werde, dass die Schüler das Verständnis und die Hochachtung für das Menschlichste, was wir Menschen besitzen, nicht mit ins Leben hinausnehmen. Ein Hauptmittel, um die Achtung vor dem humanistischen Gymnasium und die Freude an ihm zu heben sieht er darin, dass man durch richtige Benutzung der Sprachwissenschaft das Erlernen der fremden Sprachen auf Schritt und Tritt erleichtere und befruchte. Dabei kommt er nachdrücklich auf Worterlernung zu sprechen und äussert sich folgendermassen: „Worin liegt das Hauptelend des griechischen und lateinischen Unterrichtes? Ich meine darin, dass die Vokabelkenntnis der Schüler immer geringer wird, und sie, um zehn Zeilen zu übersetzen, 20 mal das Lexikon wälzen müssen, d. h. wälzen müssten; denn in Wirklichkeit wälzen sie es nicht, sondern greifen lieber zu der für wenig Pfennige erhältlichen oder von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbenden „juxta“ oder „Spritze“. .... Uebersetzen heisst für die Mehrzahl der Schüler nicht mehr, den Urtext mit Hilfe von Grammatik und Lexikon in das geliebte Deutsch übertragen, sondern in der gedruckten deutschen Uebersetzung mit Mühe und Not sich die Wörter des Urtextes zusammensuchen. — Es gibt hier nur ein Mittel, einen gründlichen Wandel zu schaffen. Das ist ein energisches, systematisches, beharrliches, von der Sexta bis zur Prima fortgesetztes Vokabellernen. Erst dann macht ein fremder Text Freude, wenn man nicht über jedes Wort stolpert. Das gilt für Alte wie Junge. Selbstverständlich aber muss versucht werden, dem Schüler an den von ihm zu erlernenden Vokabeln ein inneres Interesse einzuimpfen. Dies geschieht dadurch, dass man die ihrer Wurzel oder ihrem Stamm nach zusammengehörigen Wörter zusammen und um ihren gemeinsamen Bedeutungskern gruppiert, dass man auf das etymologisch Zusammengehörige (auch auf das aus einer Sprache in die andere Entlehnte), soweit es unmittelbar einleuchtend ist (bei dem Latein z. B. schon in Sexta auf das Deutsche, in Quarta dazu auf das Französische, in Untertertia auf das Griechische) hinweist, dass man die kulturhistorischen Zusammenhänge, soweit

23) Jahrgang 1911, S. 198 ff. Vgl. Monatsschrift für höhere Schulen, X. Jhrg. 1911. 9. und 10. Heft. S. 498 ff.



sie in den Gedankenkreis der Schüler gehören (pecunia, pecus: Viehgeld; hostis, Gast, Gastfreundschaft; oliva, ἔλαια Oelbaumkultur) heranzieht u. s. w.“

Vertiefung der formellen Seite des Sprachstudiums durch die Etymologie, d. h. Heranziehung der Ergebnisse der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung, soweit sie, ohne Spezialstudien auf diesem Gebiete zu treiben, einen praktischen Wert besitzen, das muss für den Lehrer des Griechischen und Lateinischen durchaus als Forderung des Tages betrachtet werden. An Hilfsmitteln fehlt es nicht. Abgesehen von grösseren fachwissenschaftlichen Werken, deren Verständnis eigene Sprachstudien voraussetzt, bieten schon die Lexika von Kägi und Stowasser und besonders die Schulwörterbücher des Griechischen und Lateinischen von Menge, welche „mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie“ abgefasst sind, für Lehrer und Schüler wertvolles Material. Auf Einzelheiten können wir nicht eingehen. Welch' wichtige Rolle der antike Wortschatz im deutschen Lehnworte spielt, werden wir im zweiten Abschnitt kurz berühren. Unstreitig ist, dass der Lehrer der Sprachen durch Berücksichtigung und weise Verwendung der Etymologie die an und für sich etwas trockene, formalistische Seite des Sprachstudiums in ungeahnter Weise zu beleben vermag und in wohlthätigster Weise auf die ganze Denk- und Betrachtungsweise des jungen Menschen einwirkt. Dadurch, dass er den Schüler stets anhält, auf die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes zurückzugehen, von diesem Zentrum aus, die verschiedenen sprachlichen Ausstrahlungen zu verfolgen, die Verbindungslinien zu konstruieren zwischen dem Etymon und der abgeleiteten Bedeutung u. s. w., steuert er der Oberflächlichkeit, wehrt einem mechanischen, geistlosen Uebersetzen und Auswendiglernen, gewöhnt an Genauigkeit in der Wiedergabe des Textes, mit einem Worte: ladet den Jüngling ein zu einer Art „Tiefseeforschung“, die auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften sicher von nicht geringerer Bedeutung ist als dem der Naturwissenschaften.

Dr. Jüttig, ein um die Ergründung und Belebung der Muttersprache begeisterter Pädagoge, schrieb in Bezug auf seinen etymologischen Unterricht wenige Jahre vor seinem Tode: „Ich kann versichern, dass die grosse Mehrzahl meiner Schüler . . . . diesen Gedankenentwicklungen unter lebhafter Beteiligung, durchgängig die gespannteste Aufmerksamkeit und das lebhafteste Interesse entgegenbrachte. Ich darf mich daher wohl auch davon überzeugt halten, dass ihrer viele auch heute noch mit mir jener schönen Stunden gerne gedenken und nicht aufgehört haben, die Geheimnisse der Sprache im Zusammenhange mit dem geistigen Leben zu erforschen.“ Aehnliche



Erfahrungen kann sicher auch jeder Mittelschullehrer machen, und die Grosszahl der Schüler wird Jütters Worten beistimmen.

So sehr nun auch die formal-logische Bildungskraft der alten Sprachen, besonders der lateinischen, betont werden muss, darf doch der formalistisch-grammatische Betrieb, besonders in den obern Klassen, niemals Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke sein. Das eigentliche Ziel des altsprachlichen Unterrichts besteht darin, die auf genauem Verständnis der Sprachform beruhende Einsicht in den Gedankengehalt und die künstlerische Form der alten Klassiker zu vermitteln. Damit kommen wir auf die intellektuelle Bildung nach ihrer materiellen oder realen Seite hin zu sprechen.

### **β) Materielle Bildung.**

Auch hier stellen wir die Behauptung auf, dass die klassischen Sprachen der zwei gebildetsten Kulturvölker des Altertums jedes andere Fach an Fülle und Reichtum der Ideen, an Anschauungen und Begriffen, soweit sie für diese Altersstufe passen, übertreffen. Daraus ergibt sich, dass wir jeden Ersatz hiefür als ungleichwertig zurückweisen müssen. Besonders hiesse es einen folgeschweren Missgriff tun in der Erziehung und Bildung der Jugend, wollte man, nach Ostwalds Vorschlägen, die Naturwissenschaften an Stelle der Sprachen treten lassen. So gross ihre Bedeutung für unsere Zeit ist, und so wenig wir uns heute einen Gebildeten vorstellen können, ohne eine wenigstens allgemeine Kenntnis in den Naturfächern, so geht es doch nicht an, unsere Bildung einseitig auf eine Wissenschaft aufzubauen, deren Forschungsgebiet zum grössten Teil ausserhalb des Menschen liegt. Noch immer ist beim Studium der Mensch für den Menschen das Interessanteste und Kennenswerteste gewesen; Menschen- und Lebenskunde treiben wir in erster Linie in unsern Büchern. Was der Menscheng Geist geboren, kann am besten zum Menscheng Geiste reden, ihm mit entsprechenden Ideen, Anschauungen und Bildern erfüllen, ihn sein ganzes Uebergewicht über die umgebende Natur fühlen lassen. Auch für unsern Willen können wir nur an der Willensentfaltung gleichgearteter Wesen etwas lernen, nimmer aber an der leblosen Natur; denn diese ist willenslos. Das Gemütsleben endlich, mit seiner Höhe und Tiefe, wird erst durch die Betrachtung und das Studium von Menschenglück und Menschenleid, von Staaten- und Völkerschicksalen eine volle, allseitige Ausgestaltung erfahren; so sehr auch die Natur auf das Gemüt einwirkt, eine zu einseitige Versenkung in den herz- und seelenlosen Gang derselben ist nicht ohne Gefahr für den jungen Geist.



Das eigentliche Gebiet der Geist- und Seelenbildung müssen deshalb diejenigen Fächer bilden, deren Inhalt menschliches, freies, geistiges Leben ist. Geisteswissenschaften mit Vorzug aber sind: Religionslehre, Philosophie, Geschichte und die Sprachen, besonders insofern sie klassische Werke einer fremden Nationalliteratur darbieten. „Von allem, was Menschen erfunden und ausgedacht,, bei sich gehegt und einander überliefert,“ sagt Grimm, „was sie im Verein mit der in sie gelegten Natur hervorgebracht haben, scheint die Sprache das grösste, edelste und unentbehrlichste Besitztum. Unmittelbar aus dem menschlichen Denken emporgestiegen, sich ihm anschmiegend, mit ihm Schritt haltend, ist sie allgemeines Gut und Erbe geworden aller Menschen, das sich keinem versagt.“<sup>24)</sup> Mathematik und Naturwissenschaft aber,“ bemerkt mit Recht Paulsen, „stehen zu periphereisch zum innersten Leben des Menschen, als dass sie in dieser Absicht jemals mit den Geisteswissenschaften wetteifern könnten.“<sup>25)</sup>

Wenn nun Ostwald meint, die Philologen betonen immer und immer wieder den Wert des Sprachstudiums für die formelle Seite der Bildung des menschlichen Geistes, irgend einen andern Wert des sprachlichen Studiums vermöchten sie nicht namhaft zu machen, dieser aber könne ebensogut, ja noch besser durch andere Wissensgegenstände, nämlich die Naturwissenschaften, erzielt werden, so kennzeichnet das wieder die totale Unkenntnis und Einseitigkeit der Ostwaldschen Denkweise auf einem Gebiete, in das er sich nie hätte verirren sollen. Nein, wir betonen nicht bloss die formelle, sondern ebenso nachdrücklich die materielle Seite des Sprachenunterrichtes, durch welche der Menscheng Geist, über die formelle Schulung hinaus, eine Fülle von neuen Begriffen, neuen Worten aus dem Kreise des Lebens sich erwirbt. Ostwald hat von seinem engbegrenzten naturwissenschaftlichen Standpunkte aus auch absolut kein Verständnis für die aus dem Sprachstudium fliessenden Realkenntnisse, kein Empfinden dafür, wie Sprachkunde Volkskunde, das Studium von Grammatik und Wörterbuch eigentlich Kulturstudium ist. Sich durch einschlägige Literatur aus dem Gebiete der Geisteswissenschaften aufklären und belehren zu lassen, fällt ihm gar nicht ein. Was er nicht gelesen, existiert nach ihm nicht. Wie bestimmt macht z. B. Willmann, um nur eine Autorität anzuführen, auf die materielle Seite des Sprachstudiums aufmerksam, wenn er sagt: „Die lateinische Sprache ist ein Stück Römertum, die griechische ein Teil des hellnischen, die deutsche des germanischen Wesens. Die Sprache

24) Ueber den Ursprung der Sprache in der Auswahl der kl. Schriften von J. Grimm 1871. S. 267. Zitiert bei Willmann Idealismus III S. 739.

25) Richtlinien der jüngsten Bewegung im höhern Schulwesen Deutschlands 1909. S. 56.



ist nicht bloss die Form für nationalen Geistesinhalt, sondern ist selbst ein solcher; nicht bloss ein Schlüssel zu Schätzen, sondern zugleich selber ein Schatzhaus; will man sie als Schale fassen, so ist sie eine solche, die sich mit dem Kern allenthalben verwachsen zeigt; besser aber wird auf sie angewandt, was Göthe von der Natur sagt: sie sei „weder Kern noch Schale, sondern alles mit einem Male.“ In der Art, wie ein Volk den Aufbau seiner Sprache vorgenommen, die Sprachwurzeln gepflanzt, die Stämme verzweigt, die Formen geschliffen, die Sprachmittel aus- und durchgearbeitet hat, betätigt es ebenso wohl seinen Charakter, seine Denkweise, seine Geistesrichtung, wie in der Art, wie es den Boden bestellt, Gewerbe betrieben, Steine zu Bauten, Töne zu Weisen gefügt hat. Es ist die feinste Emanation des nationalen Geistes, womit es das Sprachstudium zu tun hat, so fein, dass sie dem blöðern Blicke nur als eine Form anderer Emanationen erscheinen konnte.“

Alsdann wirft Willmann einen raschen Blick auf die namhaftesten Vertreter, welche diese Seite der Sprachwissenschaft behandelten: „Das Verständnis dieses Momentes verdanken wir vornehmlich Friedrich Schlegel, dem Begründer der vergleichenden Sprachforschung, und Wilhelm von Humboldt, welcher darauf hinwies, dass in jeder Sprache eine eigentümliche Weltansicht liege und dass die Erlernung einer fremden Sprache die Gewinnung eines neuen Standpunktes der Weltansicht sein sollte und es in der Tat bis auf einen gewissen Grad ist, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Teiles der Menschheit enthält. Die wissenschaftliche Durchführung dieser Auffassung hat die neuere Sprachwissenschaft unternommen, welche in das Geistesleben der Völker von seiten der Sprache vorzudringen strebt. Hat es doch die vergleichende Sprachforschung versucht, aus dem gemeinsamen Wortschatze verwandter Völker den Gedankenkreis und die Lebensgestaltung einer vorgeschichtlichen Zeit zu rekonstruieren. Auf die didaktische Ausbeutung dieses Erkenntnisgehaltes der Sprache hat schon der sprachgewandte Rückert hingewiesen, in den Versen, welche jene Ansicht ebenso vollständig als selbstverständlich wiedergegeben: „Sprachkunde ist die Sache selbst im weit'sten Wissenskreise, der Aufschluss über Geist und Menschendenkungsweise . . . Mit jeder Sprache mehr, die du erlernst, befreist Du einen bis dahin in dir gebundenen Geist, der jetzo tätig wird mit eigener Denkverbindung, Dir aufschliesst unbekannt gewes'ne Weltempfindung, Empfindung, wie ein Volk sich in der Welt empfunden; und diese Menschheitsform hast du in dir gefunden.“<sup>26)</sup>

26) Didaktik. S. 354 f.



Das Gesagte gilt von den Sprachen überhaupt. Ihr Studium wird stets eine wertvolle Bereicherung der menschlichen Psyche bedeuten. In ganz besonderer Weise aber lässt sich dies von den zwei alten Kultursprachen von Hellas und Rom behaupten. Die Beweise hiefür sind nicht schwer zu erbringen.

Je mehr eine stammverwandte Sprache in ihrer Denkweise und in der Lebenseinrichtung von der unsrigen abweicht, eine je höhere Kulturstufe sie in intellektueller und sittlicher Beziehung einnimmt, desto mehr Nutzen wird der Lernende daraus ziehen. Es handelt sich nämlich bei ihrem Studium nicht bloss um Aufnahme neuer Begriffe, um blosser Erweiterung bereits gegebener Gesichtspunkte, sondern um die Kenntnis einer geradezu neuen geistigen Welt. Dass von diesem Standpunkte aus den alten Sprachen ein höherer Bildungsgehalt als den modernen zukommt, ergibt sich aus ihren verschiedenen kulturellen Grundlagen. Die modernen Völker haben bei aller Verschiedenheit ihres Nationalgeistes, trotz aller Abweichung des Volkscharakters im einzelnen, doch in Bezug auf Weltanschauung, Kultur und Gesittung einen einheitlichen Ausgangs- und Orientierungspunkt, stellen mehr oder minder Kreise dar mit grösserem oder geringerem Abstand von einem gemeinsamen Zentrum, denn sie stehen alle auf dem Boden der christlichen Kultur und Weltanschauung. Die romanischen und germanischen Völker Europas haben vielfach in intellektueller, sozialer, politischer und religiöser Hinsicht die gleichen, oder wenigstens sehr ähnliche Prozesse durchgemacht, und bei der Erleichterung und Vervielfältigung des heutigen Verkehrs und den Nivellierungstendenzen vereinigen sich die einzelnen Kulturwellen immer leichter und rascher zum gemeinsamen europäischen Kulturstrom. Beim Studium der Antike aber treten wir in eine uns wirklich fern stehende, fremde Welt, stossen auf eine Verschiedenheit von Manieren und Sitten, auf einen ganz anders gearteten Nationalgeist, kurz auf eine wesentlich neue Kultur. Und diese Kultur ist nicht bloss neu, sondern auch gross und bewunderungswürdig. Sie ist der Niederschlag der gebildetsten Völker der okzidentalisch-antiken Welt, das Erbe einer grossen Vergangenheit, das Ergebnis eines gewaltigen Völkerringens. Der hellenisch-römische Geist und der modern-christliche bieten frappante Kontraste. Trotz aller Gegensätze hinwiederum herrscht doch auch keine so weite Kluft, dass eine zwanglose Annäherung und Befreundung, eine im höchsten Grade fruchtbare Ideenbeeinflussung der Moderne durch die Antike verunmöglicht würde, was wir im zweiten Abschnitt eingehend nachweisen werden.

Die Hebung der Geistesschatze im literarischen Nachlass der alten Griechen und Römer wird daher stets mit reichlichem Gewinn



verbunden sein und die schlummernden Kräfte eines Volkes wecken, ihre Vernachlässigung und Verachtung aber einen schweren Missgriff in der Erziehung der Nation bedeuten; sagte doch schon J. P. Richter: „Die heutige Menschheit würde in einen bodenlosen Abgrund versinken, wenn die Jugend auf dem Jahrmarkt des Lebens nicht den stillen Tempel des erhabenen klassischen Altertums durchschritte.“ (Levana.)

Die antike Literatur verdient auch noch von einem andern Standpunkte aus als Bildungsmittel den Vorzug vor der modernen. Die heutige Wissenschaft hat sich in eine Unmasse von „Spezialwissenschaften“ gespalten; ein einheitlicher Ueberblick über die verschiedenen Disziplinen ist kaum mehr möglich, der Einzelne vermag sich nur mehr mit Bruchteilen derselben zu befassen; es ist heutzutage keine Universal-, sondern nur mehr eine Spezialwissenschaft möglich. Und doch ist es gerade äusserst wichtig, dem jungen Geiste nicht bloss Bruchstücke, sondern etwas Ganzes, Abgeschlossenes und Einheitliches vorzuführen, ihn mit einer Summe allgemeiner Kenntnisse auszurüsten. Es geht nicht an, den Studenten von Jugend auf in enge fachwissenschaftliche Grenzen einzuzwängen, so dass er bloss vom engbegrenzten Standpunkt seiner Wissenschaft einen Blick in das Leben tun kann. Dadurch würde er niemals ein volles Verständnis für eine universale, grosszügige Welt- und Lebensauffassung gewinnen, wie wir sie doch von dem Gebildeten unserer Tage verlangen müssen und wie sie durch die sozialen, politischen und religiösen Verhältnisse unserer Tage nachdrücklich gefordert wird. Die Jugend braucht einen geistigen Tummelplatz mit weiten Perspektiven, mit relativ einfachen, nicht zu komplizierten Verhältnissen, mit nicht zu detaillierten Abgrenzungen, mit keinen zu hoch oder zu tief gehenden Hebungen und Senkungen des geistigen Niveaus, die der noch wenig geübte Geistesblick nicht nach und nach zu überschauen vermöchte, mit einem Worte: Prozesse in möglichst ausgeprägter Gestalt, von möglichst wenig störenden Nebeneinflüssen durchzogen. Einen solchen geistigen Tummelplatz bietet die Welt der Griechen und Römer. „Die alten Schriftsteller,“ sagt Th. Zielinski, „waren nicht nur in stilistischer Beziehung sehr sorgfältig, — sie standen auch auf der Höhe der Kultur ihrer Zeit und hätten ruhig das stolze Wort Lassalles auf sich anwenden können: „Ich schreibe jedes meiner Worte gerüstet mit der ganzen Bildung meiner Zeit.“ Diese Bildung in Bezug auf Spezialkenntnisse viel geringer als die heutige, war jedoch bei jedem einzelnen ihrer Vertreter bedeutend vielseitiger. Diesen Umstand muss auch die Interpretation der alten Schriftsteller berücksichtigen. Darum kann man auch nicht ohne Grund sagen, dass die Wissenschaft von der



Antike keine Spezialwissenschaft im Sinne der andern ist, die abgeschlossen für sich, in sich selbst volles Genügen finden; sie ist ein enzyklopädisches Fach, das seine Vertreter unaufhörlich mit andern Wissensgebieten in Berührung bringt, das in ihm das Bewusstsein der Einheit der Wissenschaft und die Achtung vor ihren einzelnen Zweigen aufrecht erhält und ihm dadurch einen so weiten Horizont schafft, wie ihn keine einzige Spezialwissenschaft gewähren kann. „Ein Philologe kann alles brauchen,“ war ein Lieblingsausdruck Ribbecks, der auch selbst einer der gebildetsten und aufgeklärtesten Männer seiner Zeit war. Ein Lehrer der alten Sprachen kommt immer wieder in die Lage, bald die Jurisprudenz, bald das Militär- und das Marinewesen, bald die politischen und sozialen Wissenschaften, bald die Psychologie und Aesthetik, bald die Naturwissenschaft und Anthropologie, bald endlich — und zwar am häufigsten — die Lebenserfahrung zu Hilfe heranzuziehen. Es versteht sich, dass ein solcher Lehrer am ehesten ein Leiter seiner Schüler werden kann; denn gerade er kann auf ihren ganzen Geist einwirken, gerade er kann, als ein ganzer Mensch, einen Menschen in dem Alter bilden, wo der Geist noch ein Ganzes bildet, sich noch keiner Spezialität zugewandt hat. Hieraus ist ersichtlich, wie schlecht diejenigen die klassische Schule kennen, die ihr den Vorwurf machen, sie bestimme die Wahl eines Spezialfaches schon im Kindesalter. Ganz im Gegenteil: gerade sie übt bis zur höchsten Klasse inklusive keinen Zwang darauf aus.“<sup>27)</sup>

Cauer hat in seiner „Palaestra vitae“ in vorzüglicher Weise dargelegt, wie gerade die klassische Philologie mit den verschiedensten Zweigen des menschlichen Lebens in Berührung kommt, und welche Fülle grundlegender, materieller Kenntnisse dem Jünglinge durch die Beschäftigung mit der Antike vermittelt wird. Geschichte und Geographie, exakte Wissenschaften und Astronomie, Wirtschaftsleben und Politik, Kunst und Leben treten in seinen Gesichtskreis und erweitern so auf Grundlage eines gesunden Universalismus seinen geistigen Horizont nach den verschiedensten Richtungen. Man hat oft gemeint, das Gebiet der Sachkenntnis, des greifbaren Lebensinhaltes dadurch erweitern zu müssen, dass neben Latein und Griechisch „reale Fächer“ in gesteigerter Zahl und mit gesteigertem Betrieb eingeführt würden, dagegen bemerkt mit Recht Cauer: „Nicht dadurch sollen wir unsere Schüler mit der Gesamtheit menschlicher Kräfte und Betätigungen bekannt machen, dass wir Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften bis zur Vollständigkeit vortragen, weiter Wirtschaftslehre, Kunstgeschichte, Politik unter die Lehrfächer des Gymnasiums aufnehmen, sondern indem wir innerhalb des philologi-

27) Die Antike und wir. Uebers. v. Schoeler, Leipzig 1905. S. 54 f.



schen Unterrichtes die geographischen, wirtschaftlichen, politischen Elemente verfolgen und das Leben der beiden Völker, die vor anderen die Erzieher des Menschengeschlechtes gewesen sind, in seiner Totalität zu erfassen suchen.“<sup>28)</sup>

In gleichem Sinne äussert sich Willmann: „Nicht bloss das Grosse, Edle und Typische macht die Schriften der Griechen und Römer zu einem Jungbrunnen der Lehre und des Genusses, sondern auch der Reichtum des Lebens, die Mannigfaltigkeit der menschlichen Dinge, die uns in ihren Schriften entgegentritt:

Quidquid agunt homines, votum, timor, ira voluptas,

Gaudia, discursus.

Die Lektüre der Alten gibt nicht bloss Geschichtskennntnis, sondern sie ist Lebens- und Sachunterricht und ein solcher, der der Jugend verständlich und kongenial ist, weil die Alten ja in Wahrheit die Jungen sind und ihr Schauen und Dichten noch so viel von der Frische und Ursprünglichkeit bewahrt hat, welche die Gaben der Schöpfer und Erfinder auszeichnet.“<sup>29)</sup>

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, wie das Altertum nach Form und Inhalt eine Welt erschliesst, die reiche Schätze der Bildung birgt, in die sich zu vertiefen äusserst lohnend ist. Aber nicht bloss das. Neben der Entwicklung und Schärfung aller psychischen Kräfte im Menschen, neben der Fülle interessanter und verschiedenartiger Ideen und Anschauungen, atmet die antike Literatur zugleich einen gesunden, der jugendlichen Natur durchaus zusagenden

### Geist.

In der modernen Literatur macht sich fast überall eine gewisse Ueberschwenglichkeit des inneren Lebens, ein Ueberwiegen der Subjektivität des Gefühles und der Phantasie geltend, Momente, gegen die wir nicht ankämpfen können, weil sie zum grössten Teil das Ergebnis einer literarischen Entwicklung, das Spiegelbild der Zeit, das Echo der Umwelt sind.

Ist es nun ratsam, den Geist des Jünglings im zartesten Alter, in den Jahren der Entwicklung in dieser Empfindungs- und Gefühlswelt aufgehen zu lassen? Nur wer die Jünglingspsyche total versteht, kann diese Frage bejahen. Mag auch ein einseitiger Intellektualismus als Bildungsideal mit Recht verpönt werden, so müssen wir doch in erster Linie eine Kräftigung und Erziehung der Verstandes- und Willenskräfte beim jungen Menschen anstreben, auf die sich erst ein gesundes, edles Gefühlsleben aufbauen kann. Hierzu eignet sich nun die antike Literatur viel besser als die moderne. Die Schriften der

28) Palaestra vitae. S. 6 f.

29) A. a. O. S. 365 f.



Griechen und Römer, besonders die der klassischen Periode, weisen ein gewisses Ebenmass zwischen Gehalt und Gestalt, zwischen Idee und Form auf, die Subjektivität scheint gezügelt, der Geist gibt sich nicht schrankenlos an Gefühl und Phantasie hin, sie offenbart nicht den Charakter einer weichlichen, kraftbrechenden Sentimentalität. Nüchternheit, Klarheit, Bestimmtheit, verbunden mit einer frischen, lebendigen Kraft, zählen zu ihren unleugbaren Vorzügen und machen sie in hohem Grade geeignet, Verstand und Willen zu kräftigen, scharfes, abstraktes Denken zu fördern und so einer zu frühzeitigen und vorherrschenden Entwicklung der Phantasie und des Gefühles vorzubeugen. Mag die Geistes-einfachheit und Nüchternheit des klassischen Altertums, besonders bei den Römern, zuweilen fast an Geistesarmut grenzen, jedenfalls wirkt die Schlichtheit und ernste Einfachheit wohlthuender und nachhaltiger auf den jugendlichen Geist, als die vielfach konventionellen, gemachten und unwahren Formen und Redensarten der modernen Welt. Vom Volke der Griechen rühmt Wilhelm von Humboldt: „Bei aller Regsamkeit und Freiheit der Einbildungskraft, aller scheinbaren Ungebundenheit der Empfindung, aller Veränderlichkeit der Gemütsstimmung, aller Beweglichkeit von Entschlüssen zu Entschlüssen überzugehen, scheuten sie doch vor allem Uebermässigen, Uebertriebenen zurück, hielten sie alles, was sich in ihnen gestaltete innerhalb der Grenzen des Ebenmasses und Zusammenhanges. Sie besaßen in höherem Grade als irgend ein anderes Volk Takt und Geschmack und deshalb muss das Studium des griechischen Charakters für die Gegenwart besonders heilsam sein, weil sie das ganze Wesen des Menschen wieder vereint und ihm die wahre Politur und den wahren Adel erteilt.“<sup>30)</sup>

Der lateinischen Literatur aber rühmt der berühmte französische Akademiker Ferdinand Brunetière folgende Vorzüge nach: Wenn die Erziehung sich das Ziel steckt, in erster Linie einen gesunden, richtigen und geraden Geist heranzubilden, so kommt zu diesem Zwecke keine Disziplin, nicht einmal die Mathematik, der Schulung durch die lateinischen Klassiker gleich. Sie haben ihre Fehler, wir wissen es, aber sie hüten sich wenigstens davor, glänzen zu wollen auf Kosten des gesunden Menschenverstandes; ihr Geist reicht vielleicht nicht gar weit, dafür aber sind sie klar, entschieden und massvoll. Um einen Gedanken zu entwickeln, ihn in seinen Konsequenzen zu verfolgen, ihn in seine Teile zu zerlegen und ihm, sofern er wieder zusammengesetzt werden soll, nichts Fremdartiges beizufügen, stehen die Römer unübertroffen da in der antiken Welt. Das kommt daher,

30) Vgl. F. Müssler. Wilhelm v. Humboldts pädagogische Ansichten im Lichte seiner aesthetischen Lebensauffassung. S. 90.



dass bei ihnen die Vernunft die Einbildungskraft beherrscht, sie zügelt und ihr nur seltene und ungefährliche Seitensprünge erlaubt. Auch fühlt man sich bei ihnen in vertrauenerweckender, sicherer Gesellschaft. Sie zählen nicht zu jenen verwegenen Führern, die Schwindel erregen, wenn man ihnen folgt; sie gehen vorsichtig und langsam einher; ich gestehe zu, dass man oft gerne rascher voranschreiten möchte, und dass auch das Schwindelige seinen Reiz hat, aber es handelt sich eben darum, dem Geiste eine Richtung zu geben, welche von Bestand ist und das ist gerade die Geistesrichtung der Römer. Im Umgange mit den lateinischen Klassikern kann der Geist kaum andere als gute Gewohnheiten annehmen und nirgends findet er bessere oder auch nur gleichwertige. Dante ist zu subtil und anderseits zu leidenschaftlich, Shakespeare ist zu tiefgründig, oft auch zu dunkel, Göthe ist zu gelehrt und will oft zu originell erscheinen; was unsere eigenen Gewohnheiten anbelangt, so sind sie eben ein Spiegelbild unser selbst: Die Eigenschaften, welche allen gemeinschaftlich sind, schulden wir den Lateinern. Die lateinischen Klassiker übertreffen alle anderen an gesundem Empfinden und an Verstand, was sie dem Charakter ihrer Sprache, der ernstesten, die jemals von Menschen gesprochen wurde, oder ihrer nationalen geistigen Eigenart, oder ihrer geschichtlichen Entwicklung, oder andern Umständen verdanken. Unbestreitbare Tatsache aber ist, dass, wenn die Griechen die Logik der Philosophen erfunden haben, die Lateiner die Meister dieser Logik sind und bleiben, einer Logik, die, wenn man will, weniger spitzfindig, aber dafür nützlicher und alltäglicher, der Ausdruck des gesunden Menschenverstandes und des alltäglichen Lebens ist.

Das Gleiche müssen wir von ihrer Psychologie sagen. Wenn die lateinischen Klassiker keine eingefleischten Engländer, Franzosen sind wie Shakespeare oder Molière, so sind sie dafür umsomehr Vertreter des reinen Menschentums. Sicher ein grosser Vorteil, um stetsfort als Erzieher der Jugend gelten zu können. Nichts findet sich bei ihnen von ausgesprochen lokalem Charakter, von zu besonderer Eigenart, fast nichts rein Individuelles. In einer sehr allgemeinen Sprache bringen sie Gefühle zum Ausdruck, welche die der Menschheit im allgemeinen sind. Viele grosse moderne Schriftsteller, besonders Dichter, seien es nun Deutsche, Engländer, Franzosen oder Italiener, sind voll und ganz nur für ausgereifte Männer verständlich, welche die gleiche Lebenserfahrung gemacht wie sie selbst; so Schelley, Heinrich Heine, Vigny. Andere Schriftsteller, dramatische Dichter und Romanschreiber werden nur von Lesern ihrer eigenen Nation in ihrem ganzen Umfange erfasst, empfunden und gekostet, so Racine,



Calderon, Shakespeare. Die klassischen Vertreter der lateinischen Literatur aber, und zwar der verschiedenartigsten Richtung, Vergil oder Cicero, Horaz oder Titus Livius, Terenz oder Caesar, versteht ein jeder, der nur immer denkt. Sie sind Kosmopoliten, passend für alle Zeiten und alle Orte.

Ein Philosoph könnte sagen, dass sie ausser und über den Kategorien von Raum und Zeit ihre Beobachtungen machen, ihre Ideen zusammenstellen und ihre Werke schreiben. Mit leichter Hand, in sicherem Zuge entwerfen sie, um mich so auszudrücken, die psychologischen Umrisse dieses Universalmenschen, dessen Seele, trotz aller Veränderungs- und Komplikationsfähigkeit, trotz ihrer mannigfachen Bereicherung, unter dem Einflusse von tausend günstigen Umständen, nimmer aufhören wird, in letzter Linie doch sich selbst widerzuspiegeln. Aus diesem Grunde sind sie einfach, ja von einer Einfachheit, die sogar in Stilkünstelei ausarten kann. Das Geheimnis dieser Schlichtheit haben wir seither nicht wieder gefunden; sicher ein weiterer Beweis dafür, dass die Lateiner für die Erziehung der Jugend in vortrefflicher Weise geeignet sind. Ein Kind von 15 Jahren, das in die Lage versetzt wird, sie zu lesen, erfasst vielleicht nicht alle Feinheiten ihrer Rhetorik, aber findet sich doch betreff seiner Gedankenwelt alsbald auf gleichem Boden mit ihnen. Und wenn der Mensch bei Aneignung der Kenntnisse, wie sonst überall, stufenweise, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreitet, so ist von den lateinischen Klassikern das erste Moment mit einer Bestimmtheit, mit einem Glücke und mit einer Schärfe hervorgehoben worden, wie es seither nicht mehr geschehen ist und auch kaum noch geschehen wird. Soweit Brunetière.

Form, Gehalt und Geist der Antike wirken somit zusammen, um den unter ihrem Einflusse stehenden jungen Menschen mit solchen Kräften und Fähigkeiten, Ideen und Anschauungen, Zielen und Bestrebungen zu erfüllen, die ihm die sicherste Garantie geben für die Erreichung seines wissenschaftlichen Ideales, für ein erspriessliches Wirken in seinem Berufe. Wir möchten das humanistische Gymnasium mit einer elektrischen Kraftstation vergleichen, welche alle Triebfedern und Schwungräder des menschlichen Geistes, sobald sie mit ihr in Kontakt treten, in Bewegung setzt, die Geistesmaschine durch Zufuhr aufgespeicherter Energievorräte stets funktionstüchtig erhält und deren sämtliche Arbeitskräfte zum vorneherein auf die Bewältigung eines grossen Werkes, einer hehren Lebensaufgabe hinordnet.



## b) Aesthetische Bildung.

Zur intellektuellen Bildung muss auch die aesthetische hinzutreten. Der Mensch ist kein blosses Vernunftswesen, er hat auch ein Herz, ein Gemüt. Das Gemüt aber wird in besonderem Masse beeinflusst durch die Phantasie, welche ihrerseits wieder in Literatur und Kunst Nahrung, Anregung und Befriedigung findet. Es hat sich deshalb auch in den letzten Jahren eine starke Bewegung geltend gemacht, jener Seite des physischen Lebens, welche wir die aesthetische nennen, mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und die Verhandlungen der sogenannten Kunsterziehungstage von Dresden (1901), Weimar (1903) und Hamburg (1905) haben weitläufig die Frage erörtert, wie die Rechte der Phantasie entsprechend berücksichtigt und neben der intellektuellen auch die aesthetische Bildung gefördert werden könne. In der ersten dieser Versammlungen hat der geheime Schulrat Grulich die Bedeutung der Kunst für die Erziehung und das Volksleben mit folgenden schönen Worten charakterisiert: „Die Kunst soll ja nicht bloss einzelne hervorragende Geister der Menschheit oder einzelne Kreise beglücken; nein, sie soll die ganze Erde, auch die Hütte und Seele des ärmsten Mannes verklären. Die Wissenschaft ist bloss für einen kleinen Kreis Auserwählter bestimmt, die Kunst für die grosse Mehrzahl der Menschen; am wenigsten möchte ich den Mühseligen und Beladenen ihren Sonnenschein entzogen wissen. Wo die Kunst hintritt, da bringt sie den Sonnenschein mit. Sie lässt die edlen Gedanken, Gefühle und Stimmungen des Künstlers durch sinnliche, sich ihnen anschmiegende Mittel leichter herüberströmen in unsere Seele; sie läutert das Gemüt, und das Rohe und Gemeine weicht vor der wahren Kunst scheu zurück. Nach des Tages Last erquickt sie uns an dem Humor, den sie auch im Menschenleben findet. Disharmonie löst sich auf in Harmonie. Sie schärft den Blick für das Menschenleben und für die in ihm wirkenden sittlichen Mächte und versöhnt uns so auch mit der Tragik des menschlichen Daseins. Das flüchtige Schöne hält sie fest zu dauernder Freude; unser Heim schmückt sie uns traulich und anmutig aus. Nationale Gedanken und Stimmungen verkörpert sie uns zu steter Erhebung, in Stein und Erz, in Worten, in Tönen und Farben, und dem tiefsten und höchsten Sehnen des Menschenherzens und der Antwort darauf von oben errichtet sie hl. Tempel.“<sup>1)</sup>

1) Vgl. G. Budde: Die Wandlung des Bildungsideals in unserer Zeit. S. 29.



Es ist nun von selbst einleuchtend, dass bei dieser universellen Bedeutung der Kunst für das Leben das humanistische Gymnasium seinem Ziele gemäss auch dieser Seite der menschlichen Natur gebührend Rechnung tragen muss. Dabei wird es aber nicht bloss die antike Kunst zur Bildung des ästhetischen Empfindens heranziehen, sondern in erster Linie die in den antiken Sprachen und Literaturen ruhenden Schönheitsmomente gebührend hervorheben und verwenden. An Hand derselben wird es trachten, die Schaffens-, Empfindungs- und Entdeckungskraft des jungen Menschen zu wecken, ihn für das Schöne und Erhabene zu begeistern und sich an dem zu vervollkommen, was Natur, Menschengestalt und Menschenhand in seine unmittelbare Nähe gerückt hat. In dieser literarisch-ästhetischen Bildung liegt die zweite grosse Aufgabe des humanistischen Gymnasiums.

Auch hier gehen wir nicht auf alle Fächer des Lehrplanes ein, welche geeignet sind künstliche Anlagen im Menschen zu wecken, wie: Zeichnen, Gesang, Musik, Turnen u. s. w., sondern beschränken uns ausschliesslich auf die in der antiken Sprache, Literatur und Kunst liegenden Faktoren.

#### a) Literarisch-ästhetische Bildung.

Die Kultursprache eines jeden gebildeten Volkes schliesst ein wesentlich künstlerisches Moment in sich und besitzt die Eigenschaft, ästhetische Gefühle in der menschlichen Psyche auszulösen: „Das Wort,“ sagt Willmann, „ist ein Machtmittel, Sprachgewalt eine schneidende Waffe; bewegte Rede ergreift der Menschen Gemüt und lenkt ihren Willen, mag sie der Staatsmann auf die Menge wirken lassen, mag sie dem Dichter entströmen, dem ein Gott gab, zu sagen, wie er leidet, mag sie der Gemeinde die Glaubensbotschaft verkünden. Was beim Redner und Dichter als ein mächtiges Können, als ein weiheliches Werk zutage tritt, hat für den nach innerer Gestaltung Streben den die Bedeutung einer edlen Zierde der Persönlichkeit, ist ihm ein Element des schönen Daseins. Die Sprache ist der geistige Stoff des plastischen Vermögens; sich aussprechen können, Gefühls- und Gedachtem den Körper der Sprache zu geben wissen, ist ebensowohl Genuss als Mittel zur Klärung und Durcharbeitung des Innern.“<sup>2)</sup>

Bei den zwei alten Kultursprachen von Hellas und Rom nun tritt das ästhetische Moment viel stärker in den Vordergrund als bei den modernen. Von den Griechen sagt treffend Curtius: „Ihre erste geschichtliche Tat ist der Ausbau der Sprache und diese erste Tat ist eine künstlerische. Denn als ein Kunstwerk muss vor allen Schwester-

2) A. a. O. S. 357.



sprachen die griechische betrachtet werden, wegen des in ihr waltenden Sinnes für Ebenmass und Vollkommenheit der Laute, für Klarheit der Form, für Gesetz und Organismus. Wenn wir von den Hellenen nichts besäßen, als die Grammatik ihrer Sprache, so wäre dies ein vollgiltiges Zeugnis für die ausserordentliche Begabung dieses Volkes, das bei entschiedener Abneigung gegen alles Schwulstige, Umständliche, Unklare mit den einfachsten Mitteln unendlich viel zu leisten gewusst hat. Die ganze Sprache gleicht dem Leibe eines kunstmässig durchgeübten Ringers, an dem jede Muskel, jede Sehne zu vollem Dienste ausgebildet ist, nirgends Schwulst und träge Masse, alles Kraft und Leben.“<sup>3)</sup> Und Norden in seinem Monumentalwerke: „Die antike Kunstprosa“ rühmt: „Den Hellenen war der Schönheitssinn, das Gefühl für Harmonie und die Kraft zur plastischen Gestaltung des Gefühlten in unerreichter Masse eigen. Kunst war ihr ganzes Leben und ihr Stempel hatte alle Erzeugnisse des griechischen Geistes geadelt. . . . Die nächsten Geistesverwandten der Hellenen waren die Römer: Kraft ihres guten Willens und ihrer Fähigkeit sich anzupassen, machten sie sich, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, den empfindsamen Sinn der Griechen für 'reine, in sich selbst ruhende Schönheit der Form zu eigen, und da in ihnen fast noch mehr als in jenen ein Hang zum Pathos und zum Grandiosen lebendig war, so besaßen sie jene beiden Eigenschaften, aus deren Vereinigung es sich erklärt, dass die Kunst der Rede im Altertum eine wahre Zaubermacht auf die Gemüter der Menschen ausübte . . .“<sup>4)</sup> „Der heutige Prediger, Advokat, Parlamentarier will nur durch sachliche Gründe überzeugen, wie weit der Zuhörer dabei Vergnügen empfindet, ist ihm ganz gleichgültig oder nebensächlich; dagegen spekulierte der antike Redner neben den sachlichen Argumenten auf die Leidenschaftlichkeit und den Schönheitssinn seines Publikums; jener kam er entgegen durch Erregung der Affekte . . . diesem durch kunstvolle, oft an Raffinement grenzende Darstellung, denn der antike Zuhörer verlangte nicht bloss im Theater, sondern auch auf dem Forum delectatio.“<sup>5)</sup>

Mag nun auch der Deutsche nicht in dem Grade wie der Südländer für die Formschönheit der Sprache empfänglich sein, indem er lieber auf den Gehalt der Literatur eingeht, etwas von dem Sprachempfinden der Antike, von der plastischen Kraft und Schönheit des homerischen Hexameters, dem Zauber der sophokleischen Diktion, der krystallinen Klarheit des platonischen Dialogs, dem wohlklingenden Rhythmus der ciceronianischen Perioden und der bald kraft-

3) Griechische Geschichte. Bd. II, 1. Aufl. S. 226.

4) Einleitung S. 2.

5) Ebds. S. 9.



vollen, bald süßen Melodie der vergilischen Verse wird auch auf ihn übergehen und sein aesthetisches Empfinden läutern und veredeln.

Mehr als die Form aber wird der Gehalt der antiken Literatur geeignet sein, künstlerischen Genuss zu bereiten. Die Heldenwelt Homers, die Gedankentiefe des Sophokles, der hohe Geistesflug Platos, der sittliche Idealismus Ciceros, die vaterländische Begeisterung des Livius, die weltmännische Klugheit des Horaz, die vergilische Weichheit und Zartheit des Empfindens, die aus einer gewaltigen Individualität hervorbrechende trübe Resignation des Tacitus, all dies wird seine Wirkung auf das Herz und das Gemüt eines empfänglichen, bildungsfähigen jungen Menschen nicht verfehlen. Doch diese Momente liegen nicht an der Oberfläche; der Schüler muss auf die verschiedenen im antiken Gestein eingebetteten Goldadern hingewiesen und zur Hebung des edlen Metalles angeleitet werden, wenn er einen aesthetischen Genuss aus der Lektüre ziehen soll. „Ich habe viel mit gebildeten Männern aus mannigfachen Lebenskreisen gesprochen,“ sagt Dr. Schneider, „mit Geistlichen, Richtern und Aerzten, mit Kaufleuten und Offizieren, und wenn ich alles, was ich da gehört habe, zusammenfasse und auf seinen eigentlichen Grund zurückführe, so würde der Hauptgrund für die Verstimmung gegen das humanistische Gymnasium darin zu suchen sein, dass der Gymnasialunterricht sich in allzu grossem Umfange an das Gedächtnis und den Verstand und zu wenig an das Gemüt und die Phantasie wendet, während bei der Jugend doch gerade diese beiden letzteren Teile des Geistes vorherrschen . . . . . Gewöhnlich wird dieser Vorwurf dahin zugespitzt, dass wir die Grammatik in ganz übertriebenem Masse begünstigen und hat in unserer Bezeichnung als Grammatokraten einen kurzen und spöttischen Ausdruck gefunden. Es kann nun gar keinem Zweifel unterliegen, dass ohne solide grammatische Kenntnis die Lektüre der griechischen und lateinischen Schriftsteller auf dem Gymnasium eine Sache von sehr zweifelhaftem Werte ist, während anderseits eine übertriebene oder fast ausschliessliche Betonung und Berücksichtigung des Grammatischen oder überhaupt des Sprachlichen bei der Lektüre, wie es dem Ziele des Gymnasiums nicht entspricht, so auch dem Wesen der Jugend nicht gerecht wird. Es muss eben auch dem Gemüte und der Phantasie der Jugend ihr Recht zuteil werden, und dies geschieht in ganz besonderer Weise durch die Berücksichtigung der Welt- und Lebensanschauung der Griechen und Römer, soweit sie bei der Lektüre dem Schüler entgegen-treten.“<sup>6)</sup>

---

6) Hellenische Welt- und Lebensanschauung in ihrer Bedeutung für den gymnasialen Unterricht S. 9.



Schneiders Bemerkung ist sicher sehr zutreffend. Gerade der Hinweis darauf, wie die literarischen Schöpfungen eines Volkes der Ausfluss seiner Welt- und Lebensanschauung, gleichsam der spontane Erguss der Volksseele sind, vermag in einer Jünglingsseele verborgene Saiten anklingen zu lassen und eine Fülle von Gedanken, Stimmungen und Gefühlen auszulösen. Was bieten in dieser Hinsicht, um aus den verschiedenen literarischen Gattungen nur eine herauszugreifen, nicht die Epen eines Homer und Vergil? Man vergegenwärtige sich das grosse Zeit- und Weltbild, das ersterer im Liede vom Zorn des Achill entworfen: „Himmel und Erde, Land und Meer, Götter und Helden, Könige und Krieger, Greise und Kinder, Belagerung und Seefahrt, stürmische Volksversammlungen und stille Familienszenen, blutige Kampfbilder und friedliches Künstlerschaffen, ganz Hellas und seine bunte Götterwelt verbinden sich zu einem einheitlichen Gesamtgemälde von wunderbarer Mannigfaltigkeit,“ das durch seine dramatische Spannung Hörer und Leser bis zum Ende in Atem zu halten vermag. Ebenso zeichnet sich durch unerschöpflichen Reichtum der dargestellten Welt der Sang vom abwesenden, heimkehrenden und rachesüchtigen Odysseus aus, mit all den Schicksalen und Abenteuern des Haupthelden und der ihn umgebenden Welt. Besonders in der zarten, standhaften und liebevollen, im Leiden unüberwindlichen Penelope hat der Dichter einen Frauencharakter geschaffen, vor dem die schönheitsstrahlende, im Glücke überschäumende, im Leiden verzweifelnde Helena erbleichen muss. „Vom rein poetischen Standpunkte betrachtet,“ sagt Sittl, „sind die homerischen Gedichte in ihrer Art unübertroffen. Man vergleiche unser Nibelungenlied nicht mit ihnen, denn beide gewinnen bei dem Vergleiche, beide verlieren. Jenes steht durch die gemüthvolle Auffassung ebenso weit über dem griechischen Epos, als es an Fülle und Schmelz der Farben, in feiner Komposition und Durchbildung hinter ihnen zurückbleibt.“<sup>7)</sup>

Reicht Vergils Kunst auch nicht an diejenige Homers heran, so ist seine Aeneide doch auf Jahrhunderte hinaus eine Quelle echten, reinen Genusses gewesen. St. Augustinus schon betrachtete den Schwan von Mantua als den geeignetsten Dichter, um auf das Herz des Jünglings einen unauslöschlichen Eindruck zu machen: Vergilium . . . propterea parvuli legunt, ut videlicet poeta magnus omniumque praeclarissimus atque optimus teneris imbibitus animis non facile oblivione possit aboleri.<sup>8)</sup> Die Aeneide hat neben den homerischen Epen ihre selbständige Bedeutung, weil sie einen anderen grossen Ausschnitt der

7) Geschichte der griechischen Literatur I, 53.

8) De civitate Dei I, 3, Migne Patr. lat. XLI 16.



Weltgeschichte zur Darstellung bringt. „Der Grundgedanke der Dichtung,“ sagt Baumgartner, „besitzt einen hohen Grad aesthetischer Schönheit . . . . der Reichtum an einzelnen Schönheiten . . . . fließt nicht zum wenigsten aus der Einheit der Gesamtanlage . . . . Das grandiose Weltbild, durchflammt von der mächtigsten religiösen und nationalen Begeisterung, getragen von dem Bewusstsein römischer Majestät und Würde, umstrahlt von dem Lichte des Jenseits, wiegt jedenfalls manche herrliche Stelle der Ilias auf. Das ist keine frostige Nachahmung, keine berechnete Künstelei, das ist Poesie, wie sie nur einem wahren, begeisterten Dichterherzen entquellen kann. Diese ideale Begeisterung aber zieht sich durch die ganze Dichtung hindurch. Sie ist ihre eigentliche Seele, der Lichtstrahl, der ihr Glanz und Leben gibt.“<sup>9)</sup>

Eine wenigstens teilweise Erfassung dieser Schönheiten, eine wesentliche Vertiefung der aus der Lektüre gewonnenen Eindrücke und eine nachhaltige Steigerung des aesthetischen Empfindens wird nun aber ganz besonders dadurch erzielt, dass man den Schüler aufmerksam macht, wie die genannten epischen Kunstwerke aus dem Geiste ihrer Zeit und ihres Volkes herausgewachsen, wie der Grundgedanke der Dichtung, die Göttergestalten der Mythologie, der Charakter der Helden, die Sprache u. s. w. nationale Eigenart verraten und der treue Spiegel der gesamten Umwelt sind.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus zuerst das National-epos der Griechen. Der Heldengesang der Muse ertönte bereits in vollen Akkorden an der Wiege dieses Volkes, die von einem dicht verschlungenen Urwald von Mythen und Sagen umkränzt war. Diese Mythen- und Sagenwelt aber ist in langen Zeiträumen ganz natürlich und ungezwungen aus dem Volksleben herausgewachsen. Homer vereinigte, wie fast allgemein angenommen wird, die zahlreichen Blüten und Knospen der schaffenden Volksphantasie zu einem duftenden Strausse, zu einem prächtigen Gesamtbilde und gab ihm eine vollendete künstlerische Fassung. So sind Ilias und Odyssee unmittelbar aus der sang- und sagenreichen Natur der Griechen hervorgegangen, es sind Naturgebilde, keine Kunsterzeugnisse.

Ueber diesem klassischen Fleck Erde wölbte sich ein ewig blauer Himmel; wehte eine feuchtwarme, nicht erschlaffende Luft und seine Gestade bespülten die Wogen eines Weltmeeres mit einer reichen Inselwelt. Klima, Land und Meer begünstigten die physische Entwicklung und die harmonische Körperbildung seiner Bewohner. Noch harmonischer waren ihre Seelenkräfte ausgestaltet. Auf Hellas Boden

---

9) Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums. S. 432 und 435 f.



bewegte sich ein Völklein, das über einen geweckten Geist, ein lebhaftes Temperament und einen ausgesprochenen Schönheitssinn verfügte, ein Völklein, das in seinem ganzen Charakter eine glückliche Mischung von Verstand, Phantasie, idealem Schwung und praktischer Geschicklichkeit aufwies. Die alten Griechen waren Persönlichkeiten aus einem Guss, scharf ausgeprägte Individualitäten. „Das Geheimnis der hellenischen Zaubergewalt liegt in dem Begriff der Persönlichkeit eingeschlossen,“ sagt Chamberlain. „Will man verstehen, was hellenische Kunst und hellenisches Denken für das 19. Jahrhundert bedeutet haben, will man das Geheimnis einer so zähen Lebenskraft begreifen, so muss man vor allem sich klar machen, dass, was noch heute aus jener verschwundenen Welt mit Jugendfrische weiterwirkt, die Macht grosser Persönlichkeiten ist.

Höchstes Glück der Erdenkinder

Ist nur die Persönlichkeit.

sagt Göthe; dieses höchste Glück besaßen die Griechen wie nie ein Volk, und das gerade machte das Sonnige, Strahlende an ihrer Erscheinung aus. Ihre grossen Dichtungen sind nicht das Werk anonymer Aktiengesellschaften, wie die sogenannte Kunst und die sogenannte Weisheit der Aegypter, Chinesen e tutti quanti; das Heldentum ist das Lebensprinzip dieses Volkes; der einzelne Mann tritt einzeln hervor, kühn überschreitet er den Bannkreis des allen Gemeinsamen ... Persönlichkeiten können nur in einer Umgebung von Persönlichkeiten sich als solche bemerkbar machen ..... Das Genie kann einzig in einer Atmosphäre der Genialität atmen..... Was hätte Homer in Aegypten oder in Phönizien gefrommt?..... Jedes Werk der Kunst setzt immer und ausnahmslos eine starke individuelle Persönlichkeit voraus, ein grosses Kunstwerk eine Persönlichkeit allerersten Ranges, ein Genie.“<sup>10)</sup> Und fürwahr, aus einer Atmosphäre der Genialität ging Homer hervor. Selbst ein Genie, musste er den Kindern seiner Muse den Stempel seiner Individualität aufdrücken, musste seinen Schöpfungen die Eigenart des Griechenvolkes einhauchen. Seine epischen Gestalten sind niemals wesenlose Schemen, sondern scharf hervortretende, typische Figuren, kräftige Individualitäten. Abgesehen von der glänzenden Charakteristik der beiden Haupthelden Achilles und Hektor in der Ilias, sind auch die übrigen Persönlichkeiten durchaus keine blossen Nebenfiguren zu diesen beiden. „Der greise süssredende Nestor, der erfindungsreiche Odysseus, der Völkerhirt Agamemnon, der erhabene Altreussohn Menelaos, der starke Held Diomedes, der feurige Ajas und dessen tapferer Namensvetter und der arzneikundige Machaon sind lauter festumrissene Charakter-

10) Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, 9. Aufl., I. Bd. S. 76 f.



köpfe, welche ähnlich wie die Göttergestalten, die hellenische Eigenart nach den verschiedensten Seiten hin individualisieren. Es sind lebendige Gestalten, wie sie die Volkssage nach wirklichen Vorlagen gebildet hat.“<sup>11)</sup>

Desgleichen hat Homer auch der Götterwelt, die er schuf, eine wunderbare Plastizität und Lebendigkeit verliehen. Seine Götter sind nicht, wie bei den Völkern des Ostens, gestaltlose Naturgottheiten, sondern menschlich gebildete, menschlich fühlende Wesen, idealisierte, überirdische, unsterbliche Menschen. „Da der Mensch,“ sagt Baumgartner, „tatsächlich das schönste Bild und Gleichnis Gottes in der sichtbaren Schöpfung und darum auch das würdigste Symbol des Göttlichen in der Natur ist, widerstrebte es dem künstlerischen Sinn der Griechen ebenso sehr, sich nach einem niedriger stehenden Symbol umzusehen, als etwas Höheres und Erhabeneres durch ungeheure, masslose Formen anzustreben. Sie gaben allen ihren Göttern Menschengestalt und suchten den verschiedenen Attributen göttlicher Vollkommenheit in verschiedenen Formen und Individualitäten menschlicher Schönheit Ausdruck zu verleihen. Die Plastik ward darum zum Mittelpunkt ihrer religiösen Kunst wie ihrer Religion selbst.... Die dunkle Symbolik der Naturmythen, aus denen ursprünglich die meisten Göttergestalten hervorgegangen, wurden in lauter menschliche oder menschenähnliche Sagen umgedichtet, die Mythologie verwandelte sich in menschliche Poesie.“<sup>12)</sup>

Am glänzendsten aber zeigt sich die schöpferische Gestaltungskraft Homers in der Zeichnung der beiden Haupthelden der Ilias: des Achilleus und Hektor. In ihnen kommt so recht anschaulich der Grundcharakter des Nationalepos zum Ausdruck; er besteht darin, das zum erstenmal vereinte Volk der Hellenen im ersten, vielversprechenden Aufblühen seiner Jugendkraft, in dem noch ungestümen Zusammenprall der verschiedenen entgegengesetzten Triebkräfte, in den Schicksalen und Arbeiten, Leiden und Kämpfen, durch welche es sich in jenen Jahrhunderten frühester Entwicklung zum beherrschenden Kulturvolk der alten Welt emporgerungen hat, vorzuführen.<sup>13)</sup>

Der Hauptgegenstand des Ilias kündigt sich im 1. Vers des schwungvoll anhebenden Prooemiums an mit den Worten:

„Singe, o Muse, den Zorn des Peleiaden Achilleus.“ Doch ist dieser Sang vom Zorn des Achilleus im weitem Sinne zu fassen; er ist nicht das Lied vom Zorne eines Einzelnen, sondern der Sturmgesang des ganzen achaischen Volkes, der die erste grosse Heldentat der vereinten Griechen, den Kampf um Iliou, zum Gegenstande hat. In

11) Baumgartner. A. a. O. S. 42 f.

12) A. a. O. S. 12.

13) A. a. O. S. 43.



diesem Kampfe nun ragt die Heldengestalt des Zürners Achilleus vor allen hervor. Doch wie sein Zorneslied zu einem nationalen wird, so muss auch seiner Person eine typische Bedeutung zuerkannt werden. Er ist der Vertreter eines Volkes, in dem sich am vorzüglichsten, wenn auch nicht ausschliesslich, die unbändige Heldenkraft mit all ihren Licht- und Schattenseiten offenbart, so recht das Jünglingsvorbild des Marathongriechen. Durch seine göttliche Abkunft, durch seine Gestalt und Grösse, durch seine unbändige Stärke, durch seine Leidenschaftlichkeit, durch seine Waffen, die ein Gott ihm selbst geschmiedet, durch sein wunderbares Gespann, durch seine alles niederstreckende Tapferkeit überragt er alle Helden. Er ist der lebendige Mittelpunkt der ganzen Dichtung, um ihn herum gruppieren sich alle nationalen Elemente und sogar die Götter mit ihren Sympathien und Antipathien.

Desgleichen ist auch, um die Spannung der Handlung möglichst zu erhöhen, die Persönlichkeit, gegen welche sich der Zorn des Peleiden richtet, mit grösster Plastizität gezeichnet. Es ist Hektor, der Deuteragonist des Epos, um den sich wiederum die Helden Jliens gruppieren. Er ist tapfer, unerschrocken, waffengewandt, voll Einsicht, niemand hält ihn im Siege auf, ausser Achilleus. Seine äussere Gestalt ist menschlicher, freundlicher, einnehmender als die seines grossen Gegners, besonders überragt er ihn in ethischer Hinsicht. Hektor ist geradezu ein „sittlicher Idealcharakter“, ein zärtlicher Gatte, ein liebevoller Vater, ein dankbarer Sohn, ein Hort und Schutz seiner Freunde. An seiner Person wollte Homer die griechische *καλοκαγαδία* zum Ausdruck bringen. Die physische Kraft und die Leidenschaft reissen ihn nicht hin wie Achilleus. Er kämpft im Dienste der Pflicht und lässt sich hauptsächlich durch sittliche Ideen bestimmen. Schliesslich stirbt er den Heldentod fürs Vaterland und büsst für den Frevel des Paris. Die erschütternde Schlusszene hat seine glorreiche Leichenfeier zum Gegenstand und wie die Jliade mit Achilleus anhebt, so klingt sie in den Akkord aus: „Also bestatteten jene den Leib des reisigen Hektor.“

So stehen zwei lebensvolle Gestalten im Mittelpunkte der ganzen Dichtung und bestrahlen wie zwei Sonnen das buntbewegte, gewaltige Schlachtenbild. Die andern Helden: Agamemnon, Diomedes, Menelaos, sowie die grossartigen Kämpfe der beiden Ajas und des Odysseus dienen in Anlage und Dichtung dazu, das Bild des Hektor und des Achilleus zu heben und allseitig zu beleuchten.

Um diese zwei Heldengrössen gruppiert sich in höchst wirkungsvoller Weise die ganze Handlung. Homer denkt sich nicht in erster Linie einen Schauplatz, auf dem er seine Helden auftreten lässt, um durch ihr



Verhalten eine bestimmte, zum vorneherein konzipierte Idee dramatisch zu veranschaulichen. Er geht vielmehr von grossen Persönlichkeiten, starken Individualitäten aus und lässt aus ihrem Charakter und der Betätigung desselben die Lebensschicksale des Einzelnen und der Völker gleichsam emanieren. Die Menschen schaffen also die Situationen, Kämpfe und Stimmungen, sie sind die Schöpfer und Gestalter ihrer Umwelt, und von der starken Persönlichkeit als dem Mittelpunkt alles Lebens und Webens verläuft die Handlung in tausend bunten Fäden radienartig nach der Peripherie.

Einen ganz anderen Geist als die Ilias atmet das Nationalepos der Römer, die Aeneide Vergils. Gerade bei diesem Werke ist eine Interpretation der verschiedenen Ideen aus dem Geiste der Nation und der Zeit heraus dringend geboten, wenn nicht wesentliche Schönheiten, kräftige Eigenheiten unbeachtet bleiben, ja geradezu als Mängel erscheinen sollen.

Vor allem darf der Schüler, der die Ilias und die Odyssee gelesen, nicht den Massstab des griechischen Epos ohne weiteres an das römische legen: Er muss vielmehr dem römischen Volkscharakter in seinen Grundlinien Rechnung tragen, die Motive und Ideale, welche die römischen Helden zum Handeln und zum Kampfe bewegen, zu erkennen suchen, und besonders die grundverschiedenen kulturellen Zustände in den Tagen Homers und Vergils, sowie die ungleichartigen Mittel berücksichtigen, die beiden Dichtern zu Gebote standen.

Dem Epos Vergils fehlte vorab ein eigener mythologischer Hintergrund, und auch der Zeitpunkt, in dem diese Dichtungsart in Rom eine zweite Auferstehung feierte, war kein günstiger. Ein halbes Jahrtausend trennte den Dichter der Aeneide von der sagenhaften Königszeit, und auch die Sagenwelt dieser Zeit war nur ein matter Abglanz der griechischen. Eine Mythologie wie die Griechen besaßen die Römer überhaupt nicht, zu kosmogonischen und theogonischen Mythen finden sich nur schwache Ansätze, von sukzessiven Götterdynastien und von Heroenkult wussten sie wenig oder nichts. Und hätte schliesslich das alte Rom auch eine reiche Sagenwelt besessen, so würde eine solche im Zeitalter des Augustus niemals mehr jene Zugkraft gehabt haben, wie bei den Zeitgenossen Homers.

Für das Zustandekommen eines Nationalepos sind ferner bestimmte Bedingungen erforderlich. Es braucht vorerst eine gewisse Naivität des Volksglaubens, eine grosse Unmittelbarkeit der Empfindung, eine einfache primitive Zivilisation, alles Momente, die wir bei den skeptischen Freigeistern, den Lebemännern und aufgeklärten Zeitgenossen des Augustus umsonst suchen. Vergil stand zu sehr im vollen Lichte der Geschichte, als dass er den Zauber der Sagenwelt wieder



hätte erwecken können. Anderseits war er aber auch zu wenig genial veranlagt, um ein vom traditionellen homerischen Epos abweichendes, neues und selbständiges Werk zu schaffen. So ist denn Vergil schon durch den Geist der damaligen Zeit zu einer verhältnismässigen Inferiorität verurteilt gewesen; die Einfalt, Natürlichkeit und Ungezwungenheit einer Volksdichtung war nicht mehr zu erreichen, die Aeneide konnte keine natürliche, sondern nur eine Kunstdichtung werden.

Erklären so die älteste Geschichte der Römer und die Zeitverhältnisse Vergils schon gewisse Züge des römischen Epos, so ergeben sich noch interessantere Eigentümlichkeiten aus einer etwas tiefern Betrachtung des römischen Volkscharakters. Beim Römer suchen wir vorab umsonst jene dem Griechen eigene harmonische Geistesgestaltung, das gleichmässige Hervortreten der drei Grundkräfte, aus denen sich die Persönlichkeit verwirklicht: der Intelligenz, der Energie und Phantasie. Der harmonische griechische Dreiklang geht über in eine scharf hervortretende römische Dominante mit zwei schüchtern mitschwingenden Nebentönen. Die mittlere der drei Seelenkräfte, die Willensstärke ist bei ihm ganz besonders entwickelt. Das Römertum ist die Verkörperung der Energie, jenes Vermögens, kraft dessen der Mensch auf sich selbst und die ihn umgebende Welt einwirkt. Diese Energie äussert sich vorab in der Tatkraft im Handeln, es ist die *vis virtusque populi Romani*. Mit dieser Tatkraft verbindet sich zugleich die Ausdauer, die Fähigkeit, etwas auszuhalten, Gefahren und Leiden auf sich zu nehmen, also die passive Willensstärke, auf der die *fortitudo Romana* sich gründet. Es treten als ergänzende Faktoren hinzu eine unerschütterliche Festigkeit bei Ausführungen von Beschlüssen, die *constantia*, die Unbeugsamkeit, der *invictus animus*, die sich bis zur Hartnäckigkeit steigern kann. Die *fortitudo* und *constantia* machen zusammen den Begriff der Charakterstärke aus. Aus dieser Charakterstärke hinwiederum und dem Bewusstsein der dadurch erzielten Erfolge fliesst die *gravitas*, die feierliche Würde und ernste Haltung des Römers, die bis zur *severitas* fortschreitet. Diese *severitas* nimmt das Leben nicht leicht. Sie hat keine beharrliche Freude an solchen Vergnügen, welche dem Leben bloss Anmut und Reiz verleihen, wie bei den Griechen. Die *gravitas* verlangt Hingabe an ein grosses Ideal, und ein solches war für den Römer der Staat. Der Staatsidee wird alles zum Opfer gebracht. Für den Staat zu handeln, zu leben und zu sterben war die grosse Aufgabe des Römers. Während der Grieche in der Entfaltung seiner Persönlichkeit das Höchste erblickte, galt dem Römer die Unterordnung und Einordnung seiner selbst in das grosse Ganze als erha-



benste Pflicht. Aus diesem Pflichtgefühl erwuchs jener Gemeingeist, *communitas* und jene Seelengrösse, welche sich des grossen Daseinszweckes bewusst ist: die *magnitudo* oder *magnanimitas*. — Das Gefühl seiner Individualität, das Streben, sich selbst zu bestimmen und seinen Wirkungskreis unabhängig vom Gemeinwesen zu schaffen, ging nun sicher dem Römer ebensowenig ab als dem Griechen. Wenn er aber trotzdem diesen individuellen Trieb zurückdrängte und der Staatsidee unterordnete, so bestimmte ihn dazu ein sittlicher Faktor. In der guten alten Zeit Roms fand die ausserordentliche Energie des Willens ihr Mass und ihren Halt in dem Sinne für Ordnung und Recht. Das Recht war der Regulator der Energie, das Recht war die Richtschnur des Wollens und Handelns. Der dem römischen Volke eingepflanzte Ordnungs- und Rechtssinn half zur Vermittlung von Gemein- und Sondergeist. Nach dem Rechtsverhältnis, nach dem Rechtssinn regelte sich das Verhältnis der Einzelnen unter sich. Die Achtung vor dem Gesetze und vor dem Rechte, mit einem Worte: die Gerechtigkeit bildete einen hohen Schmuck des alten römischen Wesens. Daraus entsprang des weitern der Sinn für Gliederung, für Organisation der Staatsverhältnisse, ebenso auch die Willigkeit, sich dieser Gliederung zu fügen. Aus dieser Fügsamkeit und Unterordnung aber fliessen der Geist der Zucht, die Subordination, die bekannte *disciplina Romana*. Dieser Sinn durchdrang alle Glieder des militärisch angelegten Volkes und zeigte sich in allen möglichen Lebensweisen, nicht nur im Staatsleben, sondern auch in der Familie, im Verhältnis des Kindes zum Vater und der väterlichen *potestas* zu den Kindern. Das Leben des willensstarken Römers hatte also eine Schule der Selbstbeherrschung durchzumachen. Die Römer, welche das *imperium orbis terrarum* beanspruchten, mussten sich zuerst mit dem schwierigeren *imperium sui ipsius* vertraut machen, mussten lernen *sibi metipsi temperare*.

Der Geist, welcher den Einzelnen in die positiven Satzungen des Staates und des Privatrechtes bannte, zeigte sich auch auf ethischem Gebiete als pudor, als Züchtigkeit, und auf religiösem Gebiete als Scheu vor den Göttern, als Gewissenhaftigkeit, das ihnen Gebührende zu leisten. „Der nüchterne auf das Praktische gerichtete Sinn,“ sagt Ast, „der durch die genaue Abwägung der Pflicht der Einzelnen gegen einander und gegen den Staat das weltbeherrschende römische Recht geschaffen hat, bringt frühzeitig auch in das Verhältnis der Menschen zu den göttlichen Mächten Klarheit und Ordnung und gestaltet dasselbe zu einem Rechtsverhältnis, in dem Pflichten und Rechte beider Teile verhältnismässig geregelt und genau geschieden sind, wobei freilich der Vertrag nicht so sehr dem Geiste



als dem Buchstaben nach erfüllt wird; denn „für gerecht gilt, was formell richtig ist“. In dieser Gerechtigkeit den Göttern gegenüber besteht, wie Cicero definiert, die römische Frömmigkeit (*pietas*).“<sup>14)</sup>

Ein so scharf hervortretendes Seelenvermögen konnte nicht ohne starke Beeinflussung der übrigen Fähigkeiten bleiben. Die Intelligenz diente dem Willen als praktischer Verstand, als *prudencia* et *consilium*; daraus erklären sich gewisse Merkmale des echten Römers: Scharfsinn in der Lösung praktischer Aufgaben, Nüchternheit in der Auffassung gegebener Verhältnisse, besonnenes Abwägen, kühle Ueberlegung und Umsicht. Dieser Verstand im Dienste der Energie und des ordnenden Sinnes bildete das Organisationstalent des Römers aus; daher rührt die Ausgestaltung des Privat- und Staatsrechtes in der Theorie, welches die Bewunderung aller späteren Kulturvölker erregte. Erweist sich der Grieche durch seine hohe Empfänglichkeit und seinen ausgesprochenen Sinn für das rein Geistige und Schöne vorzüglich als Idealist, so ist der Römer der Typus des Realisten. Er zielt nur auf das ab, was dem realen Leben nützt; was nicht der Erreichung dieses Zweckes dient, betrachtet er als Zeitvergeudung. So hatten die alten Römer nur Sinn für innere und äussere Politik, für den Ausbau der Staatsverfassung, für die Vergrösserung und Erweiterung des Machtgebietes, aber auch in viel höherem Masse als der Grieche einen hohen Sinn für die Pflege des Hauswesens; ein *otium*, eine *Musse* kennt er eigentlich nicht. Wissenschaftliche Beschäftigung war ihm anfangs fremd, und als er mit ihr bekannt wurde, betrachtet er sie als unnütz, ja eines freigeborenen Römers unwürdig. Das Denken um seiner selbst willen, das Forschen nach den letzten Gründen alles Seins, ohne Rücksicht darauf, ob die Forschung für das praktische Leben nützlich wäre, dieses Streben, das den Griechen in so hohem Masse eigen war, galt dem alten Bewohner von Latium als ein müssiges Spiel, als unwürdiger Zeitvertreib, ja geradezu als eine Gefahr für die Energie des Handelns. Der alte Kato nannte deshalb die griechischen Philosophen *vera mortuaria glossaria*, wahre Totenwörterbücher.

So wenig als der Verstand konnte bei diesem Volke mit seinem eisernen Willen die Phantasie zu ihrem Rechte kommen. In dem streng disziplinierten römischen Staate waren der Einbildungskraft zum vorneherein Schranken gezogen; willkürliche Ausschreitungen derselben waren verpönt, subjektives Vorgehen proskribiert. Eine Lebensführung nach den Wünschen und Stimmungen der eigenen Seele

14) „Die Religion der Römer“ in Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte, XIII. Band. S. 14.



hätte geradezu als Verbrechen an der Kommunität gegolten. Der Römer ist deshalb phantasiearm.

Die hier gegebene Charakteristik passt nun freilich bloss auf den Römer vom alten Schrot und Korn, den Repräsentanten der gewaltigen Republik, wie er etwa zur Zeit der punischen Kriege lebte und lebte. Manche Züge erfuhren im Laufe der Zeit eine wesentliche Veränderung. Der Strom griechischer Bildung, der bald ununterbrochen nach Rom hinüberflutete, verschaffte dem Verstande und noch mehr der Einbildungskraft Nahrung, entwickelte die Phantasie, machte die Geister am Tiberstrom für die Schönheiten der griechischen Literatur empfänglich und wandelte dieses für die Gelehrsamkeit ursprünglich so wenig veranlagte Volk in der Weise um, dass es befähigt wurde, die Kultur des alternden Griechenland auf seine starken Schultern zu nehmen und der sinkenden griechischen Literatur in Rom eine neue Heimstätte zu bereiten. Trotzdem bilden die oben gezeichneten Linien das Grundgewebe des römischen Nationalcharakters.

Es ist nun gewiss von Interesse für den jungen Menschen zu sehen, wie der eine oder andere der genannten nationalen Züge im Lebenswerke Vergils hervortritt, wie, ungeachtet der starken Beeinflussung des Dichters durch das Griechentum, die ursprüngliche Eigenart der römischen Volksseele zum Durchbruch kommt und das ganze Epos in der Weise durchdringt, dass wir die Licht- und Schattenseiten desselben vielfach aus diesem einen Faktor ableiten können.

Betrachten wir zuerst die Schattenseiten. Dem Dichter der Aeneide geht vorab die schaffende Phantasie eines Homer ab. Der Mangel an epischer Erfindungsgabe zeigt sich besonders in einer gewissen Kälte bei der Behandlung des Wunderbaren, in einer mehr konventionellen als natürlichen Verwendung des mythologischen Apparates. Die Götter der Aeneide sind nicht wie bei Homer temperamentvolle, oft leidenschaftlich erregte Wesen, die bald aufstachelnd und antreibend, bald hemmend und drohend in die Handlungen der Erdenbewohner eingreifen. Vergil ist zu ernst, zu reflektiert, zu sehr Römer, um den Gottheiten wie Homer heftige menschliche Leidenschaften zuzuschreiben, er ist zu sehr von der römischen gravitas und pietas durchdrungen, als dass er Göttergestalten schaffen könnte, die den Menschen das Beispiel der Zwietracht und des Hasses geben. Würde, Ernst und Majestät muss in ihrem Kreise herrschen. Vergil verwandelt den freien griechischen Olymp in einen streng geordneten Götterstaat, er ist das getreue Abbild der durch Augustus geschaffenen Verhältnisse und Zustände in seinem Reiche. Die Disziplin darf da droben nicht verletzt, das römische Decorum muss auch unter den



Unsterblichen gewahrt werden. Die bei Homer so ungestüme Juno ist in der Aeneide eine ernste römische Matrone geworden, mit ausgeprägtem Standesbewusstsein, sie will geehrt und geachtet sein, beugt sich aber auch ihrerseits gehorsam und respektvoll den Befehlen Jupiters. Nicht auf dem Wege der Gewalt, sondern mit diplomatischem Geschick, das einem römischen Senator alle Ehre machen würde, sucht sie Venus zu überreden und lässt sich mit ihr in Verhandlungen ein, die für letztere vorteilhaft scheinen. Venus ihrerseits, trotzdem sie den geheimen Absichten ihrer Feindin misstraut, antwortet mit vollendeter Höflichkeit. Jupiter, dem im griechischen Olymp so oft widersprochen wird, so dass es zu stürmischen Szenen kommt, ist hier wirklich der pater omnipotens, er ist sich seiner absoluten Herrscherwürde bewusst, und versteht in echt römischer Art zu befehlen. Etwas tiefer steht Aeolus, der beauftragt ist, die Winde und Stürme zu bewachen. Er antwortet Juno „mit dem Respekt eines Subalternen-offiziers für die Frau seines Generals“, wie Pichon bemerkt.<sup>16)</sup> Es herrscht eine strenge Rangordnung unter den Göttern, die verschiedenen Machtsphären sind genau verteilt, gegen jeden Uebergriff wird Verwahrung eingelegt. Neptun, der den Stürmen gebietet, erhebt seine Stimme gegen Aeolus, wie ein Konsul im Namen des Gesetzes gegen die Eingriffe eines Tribunen protestiert. Venus und Juno betonen nachdrücklich, dass sie nur das verlangen, was ihnen durch das Recht zusteht. Durch diese echt römische Auffassung der Götterwelt geht nun allerdings viel von dem naiven Realismus Homers verloren. Da die Götter mit den Menschen nicht mehr in Konflikt geraten und der Leidenschaften ermangeln, sinken sie teilweise zu blossen Abstraktionen herab und eine eigentliche dramatische Gestaltung dieser übernatürlichen Kräfte ist kaum mehr möglich. Das über ihnen schwebende Fatum schaltet ihre Wirksamkeit aus, alles spielt sich ab, als ob sie nicht existierten; sie handeln oft mit einer gewissen Unsicherheit. Andererseits aber gewinnen durch die römische Auffassung bei Vergil die Göttergestalten an Würde und Sittlichkeit, sie sind eher geeignet, Respekt einzufliessen und einen veredelnden Einfluss auf den Menschen auszuüben, als die homerischen Götter. Trotz dieses Mangels an Realismus finden sich aber auch bei Vergil, wie Baumgartner bemerkt, „durchaus schöne, wahrhaft künstlerische Gebilde, so z. B. die als mütterliche Schutzheldin des Aeneas gedachte huldreiche Venus, die den Troern abgewandte, leidenschaftlich grollende Juno, die patriarchalische Majestät Jupiters, der Meerherrscher Neptun, Apollon und Diana, Kybele und Iris, Herkules, die entsetzliche Furie Alekto und die gigantisch aufgefasste Fama“.<sup>17)</sup>

16) *Historie de la littérature latine.* S. 345.

17) *A. a. O.* S. 432 f.



Der Mangel des Römers an schöpferischer Phantasie tritt auch in der Charakterzeichnung der Helden der Aeneassage recht fühlbar hervor. Vergil versteht es nicht, typische, lebensvolle Gestalten zu schaffen wie Homer. So gut es ihm gelingt, seinem eigenen Gefühl Ausdruck zu geben, so wenig ist er im Stande, dieses bei anderen zu zeichnen. Abgesehen von der Gestalt der Dido, in der er gleichsam ein Stück seines eigenen, weichen Empfindens verkörperte, treten die in der Aeneide handelnden Persönlichkeiten zu wenig bestimmt hervor. Sie haben zu wenig Leben, zu wenig Realität, das heroische Gepräge ist vielfach verwischt; sie tragen mehr oder weniger die gleichen, oder wenigstens ähnliche Züge an sich. Die Troer z. B. sind alle unterschiedslos tapfer, treu, hochherzig, die differenzierenden Merkmale fehlen, es sind nicht Persönlichkeiten aus einem Guss wie bei Homer, sondern oft mehr Namen als plastisch hervortretende Individualitäten. Diese Schwäche der Charakteristik macht sich auch beim Haupthelden geltend. Er hat, wie Baumgartner bemerkt, weder die urgewaltige gigantische Kraft und Leidenschaftlichkeit des Achilleus, noch die jugendlich ritterliche Heldenhaftigkeit des Hektor, weder die fesselnde Findigkeit und Schlaueit des Odysseus, noch die berückende, sinnliche Weichheit des Paris, weder die erheiternde Geschwätzigkeit des alten Nestor, noch die mit Herrsch- und Habsucht gepaarte Königsmajestät des Agamemnon. Von allen diesen Helden hat er etwas, aber nichts in durchschlagendem Masse. Er ist ein tapferer Kämpfer, aber kein übermenschlicher Göttersohn. . . . . Von dem eigentlichen römischen Metall, wie es in dem Brutus, in den Gracchen, in den Scipionen und Katonen, im Marius und Sulla, in Caesar zutage tritt, ist an ihm nicht viel wahrzunehmen. Er gehört eben gar nicht der römischen Geschichte, sondern der griechisch-römischen Sage an, und Vergil hat nicht den Mut gehabt, an dem hergebrachten Bestand der Sage zu rütteln . . . und den Trojanerhelden zum völligen Römer umzumodeln. Er hat den Charakter des Aeneas ganz dem Plane der Handlung untergeordnet, nicht diesen aus dem Charakter des Helden heraus konstruiert.“<sup>18)</sup>

Mit dieser letzten Bemerkung kommen wir auf die Originalität der Aeneide zu sprechen. Vergils Absicht ging dahin, an Hand der Aeneassage Augustus und sein Geschlecht, die gens Julia, als Abkömmlinge des Anchises und Aeneas, als Lieblinge der Götter, als die Auserwählten einer höheren Weltpolitik zu verherrlichen, den alten Ruhm Trojas in Rom neu aufleben zu lassen und die neue Ord-

---

18) A. a. O. S. 429 f.



nung der Dinge mit dem Glanz der Götter- und Heroensage zugleich religiös, politisch und poetisch zu krönen.<sup>19)</sup>

Um diesen Zweck zu erreichen, werden nicht kühne Helden, gewaltige Recken zum Mittelpunkt der Dichtung gemacht, aus denen heraus die ganze Handlung naturgemäss sich entwickelt, wie bei Homer. Vergil schwebt vielmehr eine grosse, alles beherrschende Idee vor, welche dem Helden des Epos ihren Charakter gibt. „Der Dichter,“ sagt O. Ribbeck, „hat nicht nur die persönlichen Schicksale oder Leidenschaften eines einzelnen Helden zum Vorwurf, nicht den sich vorbereitenden Untergang eines mächtigen Reiches vor Augen, sondern er ist mit seinen heiligsten Gefühlen versenkt in den Aufbau einer neuen, grossen Zukunft, die sich aus den Ruinen erheben soll, es weht ein aufstrebender Geist froher Zuversicht durch sein Gedicht. Von hoher Zinne einer grossen, glücklichen Gegenwart blickt er auf den Weg zurück, welchen die Sprossen des Dardanus überwunden haben, um das gewiesene Ziel zu erreichen.“<sup>20)</sup> Dieser Grundidee muss sich alles unterordnen, die Helden und ihre ganze Umwelt dient nur zur Illustration derselben.

Mag diese Auffassung uns auch weniger ansprechen als diejenige Homers, so entbehrt sie doch nicht des Interesses. Sie ist echt römisch. Das Individuum trat bekanntlich bei den Römern zur Zeit ihrer höchsten politischen Macht in Rücksicht auf die Gesamtheit in den Hintergrund und fühlte sich nur durch den Staat mit dem Staate gross und stark. Dieser Zug des römischen Volkscharakters nun, grosse Ideen anstatt grosser Persönlichkeiten in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen, wird von Vergil auf die Literatur, auf das Epos übertragen und in schönster Weise durchgeführt. Der zukünftige Ruhm und die Grösse des römischen Namens ruht nach seiner Auffassung nicht so sehr auf physischer, als auf moralischer Grundlage, ist weniger das Resultat leidenschaftlicher Kämpfe und kühner Abenteuer, wie bei Homer, als vielmehr das Ergebnis zweier in der römischen Volksseele schlummernden Urkräfte der pietas und der gravitas, des tiefgläubigen Sinnes und des hohen sittlichen Ernstes. Es sind die zwei schönsten Blüten der verkörperten römischen Energie. Die Hingabe der Helden an diese zwei alten Römertugenden sichert ihnen den Schutz der Gottheit; in der treuen Bewahrung derselben liegt die Garantie für die Grösse des Staates. Ueber all dem Ringen der Menschen aber schwebt das Fatum; in der Hand der Götter liegen die Fäden der

19) Vgl. Baumgartner A. a. O. S. 425.

20) Geschichte der römischen Dichtung. 2. Aufl. S. 58.



Menschenschicksale und in der Unterwerfung unter ihren Willen soll er seine Lebensaufgabe sehen.

Diese Auffassung, die sich durch das ganze Epos hindurchzieht, gibt auch dem Haupthelden Aeneas, sein individuelles Gepräge. Während in der Ilias und Odyssee das religiöse Moment eine durchaus untergeordnete Rolle spielt und Homer, ohne etwa irreligiös zu sein, mit den Göttern, wie mit willkürlichen Gebilden seiner Phantasie spielt, ist es Vergil heiliger Ernst mit der Religion. Die Aeneide hat den Charakter eines religiösen, man könnte fast sagen eines liturgischen Epos. Die Weissagungen, die Gebete, die Orakel, die Opfer kehren jeden Augenblick wieder. Mögen die flüchtigen Troer nach Thrakien, nach Kreta, nach den Inseln der Harpyien kommen, oder an den Gestaden von Afrika, Sizilien oder Italien landen, ihre erste Aufgabe besteht darin, den Göttern zu opfern. Handelt es sich um eine Schifffahrt, um die Gründung einer Stadt, um einen Kampf, immer werden vorher die Götter um ihren Willen befragt. Aeneas stösst im ersten Teile des Epos auf kein Heiligtum, ohne seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht Ausdruck zu geben, und in den letzten Büchern erinnert er immer wieder daran, dass er für seine Götter und nicht für sich kämpfe. „Die Aeneide,“ sagt Pichon, „setzt sich nicht so sehr aus einer Reise und einem Kriege, als vielmehr aus einer Wallfahrt und einem Kreuzzuge zusammen.“<sup>21)</sup> Aeneas kämpft nicht mit wildem Ungestüm wie ein Achilles, weil er keine Rachegefühle zu stillen, keine Herrschergelüste zu befriedigen hat, sondern nur aus Pflicht, kraft seiner Mission die Götter Iliens nach Latium zu bringen, von deren Schutz Roms zukünftige Weltbedeutung abhängig ist. Sobald die feindlichen Völker Latiums sich zum Frieden verstehen, ladet er sie zu einem allgemeinen Versöhnungsfeste ein. Er ist ein Friedensfürst wie Augustus, der alle Parteien unter einem Szepter zu vereinigen sucht. Wenn es daher dem Helden Aeneas oft an der nötigen Offensive fehlt, so liegt der Grund darin, dass er einer höhern Weisung folgt, gleichsam das Organ der Gottheit ist, der erste Diener jenes Rom, das noch nicht existiert, das aber bereits die ganze Hingebung und Selbstverleugnung seiner Bürger, in erster Linie ihres Führers verlangt. Er ist der Typus eines Konsuls, ja eines Pontifex, der würdige Repräsentant des alten, ernsten, dem Willen der Gottheit sich ehrfurchtsvoll beugenden Römers, die Verkörperung der römischen pietas. Für ihn ist das passende Prädikat: „der Fromme“. So handelt denn, im Gegensatz zu den Helden der Ilias, Aeneas nicht so sehr aus innern

---

21) A. a. O. S. 553.



Beweggründen als vielmehr kraft äusserer Umstände, getrieben von höhern Mächten. Gerade diese Leidenschaftslosigkeit, diese Passivität ist Hauptmerkmal seines Charakters und verleiht seiner ganz aus dem Rahmen des römischen Volksgeistes herausgeschnittenen Person eine gewisse Originalität.

In dieser Beleuchtung muss einem der Hauptcharakter der Aeneide trotz allem sympathisch erscheinen, selbst dann, wenn man die Gestalt des Achilles noch frisch im Gedächtnisse hat. „Als Träger eines grossartigen, wohlangelegten Planes,“ sagt Baumgartner, „flösst einem Aeneas doch kein geringes Interesse ein; allerdings nicht das tragische der Ilias, welche uns zum Schlusse an dem Leichenhügel Hektors nur den baldigen Fall Trojas und den frühzeitigen Tod des Achilles in Aussicht stellt. Wir erfahren von vorneherein, dass in diesem Epos nicht eine ganze Heldenwelt zu Grunde gehen, sondern dass aus den Trümmern einer solchen eine neue Welt voll Glanz und Herrlichkeit erstehen soll. Zu einem solchen Unternehmen hätte aber ein Charakter wie Achilles nicht gepasst, der um einer Sklavin willen alle hohen, gemeinsamen Interessen vergisst und seine ganze Heldenkraft nur dazu einsetzt, seiner Privatrache genugsutun. Ein Achilles hätte weder wie Caesar Gallien erobert, noch wie Oktavian den ganzen Erdkreis zum Frieden gebracht. Achilles-Charaktere sind gut zum Niederreissen und Zerstören, aufbauen können sie nicht. Zu bleibendem Aufbau und Gedeihen reicht überhaupt menschliche Kraft nicht aus: es bedarf des Schutzes der Gottheit. Nur im Anschluss an sie, auf der Grundlage der Religion, der Klugheit und Selbstbeherrschung vermögen männliche Tatkraft und Heldenmut eine feste Staatsordnung und dauerndes Völkerglück zu schaffen. In dieser Auffassung erhält der Charakter des *pious Aeneas* nicht nur eine psychologische Begründung, sondern auch eine poetische Berechtigung und Verklärung.“<sup>22)</sup>

Im Anschluss an diese Betrachtung der Aeneide im Lichte ihrer Zeit und des römischen Volkscharakters möchten wir einen letzten Zug des Epos hervorheben, der nicht mehr nationaler, sondern rein individueller Natur ist und die Persönlichkeit Vergils in ein neues Licht rückt. Gerade dieser Zug ist in hohem Grade dazu ange-  
tan, auf Geist und Herz einzuwirken und den Dichter dem modernen Empfinden näher zu bringen. Pichon hebt ihn feinführend also hervor: „Der heitern, oft recht unpersönlichen Poesie der Griechen, der männlichen und harten der Römer hat Vergil etwas Neues hinzugefügt: den Hauch der Liebe und der Güte. Durch seinen von einer

---

22) Vgl. G. Boissier, *La légende d'Enée* (Revue des Deux Mondes LIX 1883, 282—314).



gewissen Trauer umflorten Blick auf die Natur und das Leben, durch seine Melancholie, die, frei von Egoismus, nur Edelsinn und Brüderlichkeit atmet, kündet er das Mittelalter an, mit seinen oft schmerz erfüllten Betrachtungen, und sogar unsere moderne Zeit mit ihrer sentimental Unruhe und ihrer Achtung vor dem menschlichen Elende. So ist dieser Dichter, der das Schönste aus dem Altertum zusammenzufassen verstand, zugleich der Vorläufer geworden für die besten Erzeugnisse der späteren Zeiten . . . . . Wenig liegt nach all dem daran, dass Vergils Dichtung auch ihre Lücken und Fehler hat und die Kraft und Naivität vermissen lässt. Sie ist darum nicht weniger originell, nicht weniger reichhaltig. Griechisch dem Rahmen, römisch dem Geiste nach, modern und fast christlich durch das in ihr schlagende Herz, ist sie das zusammenfassendste Werk der lateinischen Antike. Alles findet sich darin: die ganze Vergangenheit, gezeichnet mit der Geschicklichkeit eines grossen Künstlers, die ganze Gegenwart, besungen mit der Kraft eines feurigen Patrioten, die ganze Zukunft, vorausgeföhlt mit der tiefinnersten Empfindung einer ungemein zarten und weichen Seele.“<sup>23)</sup>

Nur auf einem Gebiete, dem des Epos, haben wir einige Winke zu geben versucht, wie durch die Berücksichtigung der Welt- und Lebensanschauung der Griechen und Römer die Lektüre der alten Klassiker zu einer Quelle reichen Genusses werden kann. Aehnliche Betrachtungen liessen sich bei Behandlung von Werken der verschiedensten literarischen Gattungen anstellen. Als ein besonders fruchtbares Feld erweist sich in dieser Hinsicht die griechische Tragödie und die Philosophie Platons,<sup>24)</sup> zwei Jungbrunnen nie versiegender Schönheit. Doch es mag an obigem Beispiel genügen.

Werfen wir einen kurzen Blick auf das Gesagte, so ist ersichtlich, wie aus der Betrachtung der Charaktereigentümlichkeit eines Volkes wertvolle Streiflichter auf seine literarischen Erzeugnisse fallen. Mag die Individualität des Charakters auch stets die erste und ursprünglichste Quelle eines Kunstwerkes sein, und diese bis zu einem gewissen Grade ein Mysterium bleiben, so ist der Verfasser doch stets mit tausend Fäden an seine Umwelt geknüpft. Die grosse Persönlichkeit geht mit ihrem Milieu, eine stärkere oder schwächere Synthese ein, und diese Synthese in ihren Werken zu analysieren, in den von ihr geschaffenen Gestalten gleichsam die Verkörperung grosser

---

23) A. a. O. S. 357 f.

24) Das aesthetische Moment in Sophokles' Antigone hat unter andern auch der gegenwärtige Rektor der kantonalen Lehranstalt Dr. P. I. B. Egger in seinem „Antigoneproblem“ (Beilage zum Jahresbericht 1906), S. 1--46 einlässlich behandelt. Der gleiche Verfasser hat in 2 wertvollen Programmen aus den Jahren 1897/98 und 1899/1900 („Platons Phädon ästhetisch gewürdigt“) in feinfühler Weise nachgewiesen, welch' ein Kunstwerk ersten Ranges wir in diesem Werke besitzen und wie sehr unser Kunstsinn und unser Geschmack an diesem einzigartigen Dialog geschärft werden kann.



Zeitideen aufzudecken, in der Beleuchtung des Zeitgeistes das Denken und Fühlen, das Reden und Handeln entschwundener Generationen zu belauschen, aus Plan und Anlage der Dichtung den Pulsschlag einer grossen Vergangenheit herauszufühlen und eine ganz fremde Welt vor seinem Geiste Auferstehung feiern zu lassen: das alles ist nicht bloss ein Mittel zur Schärfung des Geistes, sondern in noch höherm Grade eine Quelle echten, reinen Genusses für Geist und Herz. Das Verständnis für ein Kunstwerk wird ein tieferes, die einzelnen Charaktere heben sich von einem grossen historischen Hintergrunde reliefartig ab, sie wirken in ihrer Plastizität lebhaft auf uns ein, zwingen uns, ihr Leben bis zu einem gewissen Grade mitzuleben, und prägen sich so unlösbar dem Geiste ein. Diese Betrachtungsweise führt ferner zur Entdeckung natürlicher Verbindungslinien zwischen den Teilen und dem Ganzen, schlägt geeignete Brücken von einem wissenschaftlichen Gebiet in das andere, eröffnet der Phantasie grosse weite Perspektiven, ermöglicht tausend Vergleiche und Anknüpfungspunkte zwischen Altertum und Gegenwart und gewöhnt den Menschen, über den kleinen unbegrenzten Fachhorizont hinaus von wahrhaft idealen Gesichtspunkten aus die Welt- und Menschheitsgeschichte zu betrachten und zu beurteilen.

### **β) Bildende Kunst.**

Die literarisch-aesthetische Seite der Bildung am Gymnasium findet ihre notwendige Ergänzung in der bildenden Kunst. „Hochschätzung der Kunst“ ist sozusagen ein Schlagwort unserer Zeit geworden. In Museen und Salons, ja im letzten Winkel des Buchhändlerladens treten uns Bilder in allen möglichen Formaten, in farbiger Nachahmung und im Schwarzdruck entgegen. Gerade die besten populären Zeitschriften, wir erinnern nur an die zwei vornehmsten katholischen, „Aar“ und „Hochland“ haben keine Nummer, die nicht einen kunstgeschichtlichen Aufsatz mit reichen Illustrationen bieten. Die meisterhafte Reproduktion, die treue Farbenübertragung, die technische Tüchtigkeit, mit der den Originalen Kraft und Reiz gleichsam abgelauscht wird, die ungewöhnlich reichen Angebote und die relativ niederen Preise, das alles setzt heute den Einzelnen und auch die Schule in den Stand, in viel höherem Masse als früher Aug und Herz der Kunst zuzuwenden.

Auch hier kommt das Altertum mit seinen zahlreichen Kunstschätzen dem Bedürfnis des modernen Menschen entgegen, und bietet ihm in antiker Schale einen Aug und Herz erquickenden Schönheits-trank.



Die Kunst bildete einen wesentlichen Teil des griechischen und römischen Geistes- und Kulturlebens. Besonders bei den Hellenen hat sie in viel höherem Grade als in der modernen Zeit das religiöse, öffentliche und Privatleben durchdrungen und ihrem ganzen Wesen den Stempel der Kunst aufgedrückt. „Die Phantasie der Griechen,“ sagt Lübke, „war eine wesentlich plastische; die Kunst daher, in welcher sie vorzüglich allen andern Völkern voranstanden und immer voranstellen werden, die Plastik. War doch selbst das Gepräge ihres Tempelbaues ein durchaus plastisches und werden wir sogar in ihrer Malerei den Einfluss jener Kunst anzuerkennen haben. Wir finden den tieferen Grund dieser Erscheinung in der Naturlage der Griechen, die eine wunderbare Einheit von Natur und Geist darstellt. Kein Bruch dieser beiden Faktoren erzeugte bei ihnen Reflexion oder Sentimentalität; in harmonischer Durchdringung finden Verstand und Empfindung aneinander wechselweise ihre Ergänzung, ihren Zügel und Halt. In gesunder Fülle und Kraft wirken Körper und Geist lebendig zusammen. Die gleichmässige Pflege aller angeborenen Kräfte und Fähigkeiten gehört zum Begriffe eines freigeborenen Griechen, und nur wer eine vollkommene musische und gymnastische Ausbildung erworben hat, erlangt die ehrende Bezeichnung eines „Schönen und Guten“. <sup>25)</sup> Und an einer andern Stelle sagt der gleiche Kunsthistoriker: „Selbst auf dem Höhepunkt der Entwicklung vermochte die Kunst der schönen Körperlichkeit nicht von der Forderung ruhiger Harmonie aller Teile des Kunstwerkes abzugehen, und in diesem Sinne gestaltete sie auch den Charakter des Kopfes, ohne jemals ihm das übermächtig dominierende Leben zu verleihen, welches da entspringt, wo die Kunst auf die Regungen der Seele, auf Empfindungen und Stimmungen ausgeht. Selbst in der Kopfbildung hellenischer Bildwerke, im „griechischen Profil“ spricht sich dies Verhältnis deutlich aus. Das Vielgestaltige menschlicher Gesichtsbildung erscheint zu einem allgemeinen, typisch festgestellten Gepräge vereinfacht. In der ganzen Form des Antlitzes drückt sich ein plastischer Gesamtcharakter entschieden aus. Mit leisen Uebergängen schliessen sich die Glieder zusammen, jedes doch wieder klar ausgebildet, fest umgrenzt, und dabei kein Teil auf Kosten der anderen sich hervordrängend. Die Organe des Verstandes treten nur gleichberechtigt neben die, welche die sinnliche Genussfähigkeit ausdrücken; die Stirn ist zwar von Natur den Mundpartien übergeordnet, aber sie überwiegt nicht ausserdem noch durch besonders grosse Ausbildung. Sanft gewölbt, und eher niedrig als hoch, eher schmal als breit, findet sie in der mit starkem Rücken kräftig vortretenden Nase fast un-

---

25) Grundriss der Kunstgeschichte 11. Aufl, 1892, I. S. 136.



mittelbar, ohne Einziehung des Profils, eine Fortsetzung, die zu den unteren Partien überleitet und somit in prägnanter Formensprache nicht einen Gegensatz, sondern eine harmonische Verbindung von Geist und Sinnlichkeit ausdrückt.“<sup>26)</sup>

Neben den literarischen Erzeugnissen wird deshalb das humanistische Gymnasium auch denen der antiken Kunst seine Aufmerksamkeit zuwenden, um im Verein mit dem Geiste auch das materielle Organ, das leibliche Auge, zu üben, zu schärfen, zu erziehen, die Phantasie zu wecken und zu beleben und so die richtige Grundlage für ein richtiges aesthetisches Empfinden zu schaffen.

Neben den Kunstschöpfungen der Plastik kommen bei den Alten ganz besonders diejenigen der Architektur in Betracht, die den gleichen Geist atmen und durch die Schulverordnungen der neuen Zeit als wertvolle Hilfsmittel im Unterricht empfohlen werden. Die preussischen Lehrpläne für die höheren Schulen von 1892 heben mit Nachdruck hervor: „Eine zweckmässige Verwertung von Anschauungsmitteln, wie sie in der Nachbildung antiker Kunstwerke geboten sind, kann nicht genug empfohlen werden.“ Und die sächsische Lehr- und Prüfungsordnung für die Gymnasien aus dem Jahre 1893 geben diesen Forderungen noch eine bestimmtere Fassung, wenn sie vorschreiben: „Es ist dafür Sorge zu tragen, dass die Schüler bei geeigneter Gelegenheit das Nötige über den griechischen Tempelbau, die Einrichtung des griechischen Theaters, sowie über die namhaftesten bildenden Künste Griechenlands erfahren, auch eine Anzahl der bedeutendsten plastischen Werke durch Abgüsse oder Abbildungen kennen lernen.“

Wo der Aesthetik zwei besondere Stunden im Lehrplane zugeteilt sind, wie an unsern katholischen Schweizerlyzeen, wird die Hauptaufgabe, antike Kunstwerke mit den Schülern eingehender zu besprechen, wohl in erster Linie dem Lehrer dieses Faches zufallen, da die auf dieser Stufe den klassischen Sprachen zugemessene Zeit hiezu kaum ausreicht. Gelegentliche Bemerkungen im Anschlusse an die Lektüre aber sind auch hier unerlässlich; ebenso bildet eine genaue Kenntnis des griechischen Theaterwesens die nötige Grundlage für das volle Verständnis der griechischen Tragiker und der wichtigsten Episteln des Horaz. Wo aber, wie in den meisten Gymnasien Deutschlands und Oesterreichs und vielen der Schweiz, keine besondern Stunden für Aesthetik vorgesehen sind, wird der Kunstunterricht notwendig mit der Lektüre der altsprachlichen Klassiker und dem Studium der alten Geschichte, sowie mit dem Deutschunterricht in Verbindung gebracht werden müssen.

---

26) Ebds. I, S. 138.



Zur Einführung in die Kunst der Griechen eignen sich in erster Linie die Werke der antiken Baukunst, besonders die herrlichen Tempel der Griechen. An den festen Linien der Architektur kann sich das Auge am besten im richtigen Sehen üben. Der dorische, jonische und korinthische Baustil mit ihren zahlreichen differenzierenden Merkmalen bieten zu diesen Uebungen treffliches Studienmaterial. Durch Gegenüberstellung und Vergleichung der Säulen, Kapitelle, Frieze, Giebel u. s. w. wird die Beobachtungsgabe geschärft, eine Menge Einzelheiten und charakteristische Eigentümlichkeiten an einem Kunstwerke wahrgenommen, die einem ungeübten Auge entgehen. Dem Schüler wird so an Hand der Vorlagen in elementarster Form das Verständnis eines Kunstwerkes erschlossen, er wird nach und nach zum edeln Genuss vollendeter Kunstschöpfungen befähigt. Dazu genügt aber nicht ein unbewusstes, instinktives Erfassen, er muss vielmehr zu einem bewussten Verständnis der Form angeleitet werden. „Hat der Schüler durch das Auge die einzelnen Formen eines Kunstwerkes scharf erfasst,“ sagt Müller, „so muss er lernen, von ihrem inneren Zusammenhang, von der zum Ausdruck gelangten geistigen Idee mit klarem Bewusstsein sich Rechenschaft zu geben . . . . Er muss auch hier von der Formenlehre zur Syntax übergehen. Eine derartige Betrachtung von Kunstwerken, die sich an das Denken und Empfinden der Schüler wendet, kann nicht als zu hoch und zu schwierig bezeichnet werden, wenn man bedenkt, dass auf der Altersstufe, die für diesen Unterricht in Betracht kommt, Lessings Laokoon gelesen wird und nach der Lehr- und Prüfungsordnung den Schülern bei der Lektüre griechischer Schriftsteller die Schönheit der Kunstform erschlossen und die Komposition und künstlerische Einkleidung der Gedanken hauptsächlich berücksichtigt werden sollen. Volles Nachempfinden und erschöpfendes Verständnis der bedeutendsten Werke bildender Kunst ist natürlich dem jugendlichen Alter ebensowenig möglich, wie in der altsprachlichen und deutschen Lektüre eine vollkommene Würdigung der Meisterwerke der Literatur, darf aber darum ebensowenig einen Grund bilden, sie von der Schule auszuschliessen. Auch auf dem Gebiete der Kunst gilt: aliter pueri Terentium aliter Grotius. Selbstverständlich muss die Einführung in ein bewusstes Verständnis der Kunstform sich auf das Einfachste und Wichtigste beschränken muss überall, wo es möglich ist, Apperzeptionen zu Hilfe nehmen, darf nie zu ästhetischen Phrasen herabsinken und soll durch die tiefere Erkenntnis eines wahren Kunstwerkes Bescheidenheit im Urteilen lehren.“<sup>27)</sup>

---

27) Bildende Kunst im Gymnasialunterricht. 1899. S. 9.



Zur nähern Erläuterung des Gesagten zeigt sodann Müller an einem einzelnen antiken Kunstbau, dem Poseidontempel von Pästum, wie man nach den angedeuteten Gesichtspunkten zu verfahren hat. Zuerst werden an Hand des Bildes die einzelnen Teile: Unterbau, Säulen, Gebälk und Dach von einander unterschieden und kurz beschrieben. Dann beginnt eine eingehende Betrachtung des Unterbaues, die sich sodann auf die einzelnen Bauglieder ausdehnt, nämlich: die Säulenhalle, das Kapitell mit dem Echinus und Abakus, das Gebälk mit Architrav, Fries und Kranzgesims, und mit der Besprechung des Daches endigt. Nachdem der Schüler auf diese Weise die einzelnen Bauglieder nach ihrer Form und Funktion kennen gelernt hat, muss das Ganze ins Auge gefasst und insbesondere auf das Verhältnis und die Beziehung der Teile zur Gesamtheit geachtet werden. Gerade auf der geregelten Uebereinstimmung der Teile beruht das schöne Ebenmass des griechischen Tempels. Ist auf diese Weise das Auge des Schülers durch die allseitige Betrachtung eines einzelnen Bauwerkes bereits einigermaßen geschult, so ist es ratsam, diese Beobachtung auch auf andere Denkmäler der besten Zeit auszu dehnen. Nach alledem sollte es ihm nicht allzuschwer fallen, sich von jenem Dreiklang zu überzeugen, der das Wesen der griechischen Baukunst ausmacht: der Zweckmässigkeit, Wahrheit und Schönheit. Das Gesetz der Zweckmässigkeit kommt zum Ausdruck, indem jedes einzelne Glied die zweckentsprechendste Form erhalten hat, um in vollkommener Weise die ihm zugewiesene Funktion zu erfüllen. Das Gesetz der Wahrheit wird erkannt in der Klarheit und Einfachheit, welche in der Anordnung des Ganzen besteht, sowie in der richtigen und strengen Verwendung der einzelnen Teile nach ihrer konstruktiven Bedeutung. Das Gesetz der Schönheit endlich offenbart sich in dem Leben und der Stimmung, die aus dem Kunstwerke zu uns spricht, die der künstlerische Geist des Griechen der toten, starren Masse des Materials einzuhauchen verstand, sowie in dem anmutigen und schönen Gewande, mit dem der Künstler alle Formen zu bekleiden verstand. Die lebensvolle Verwirklichung dieser drei Eigenschaften machen den griechischen Tempelbau zu einem ewig mustergiltigen klassischen Kunstwerk, das besonders durch seine einfachen Formen geeignet ist, Kunstsinn und Kunstverständnis zu wecken und zu bilden. Zweckmässigkeit, Wahrheit und Schönheit sind drei sich stets gleichbleibende Grundgesetze der Kunst, und daher absolute, für jede Zeit und jedes Volk geforderte Prinzipien künstlerischen Schaffens und Empfindens.

Nachdem im weiteren Verlaufe der Kunstunterweisung dem Schüler im Erechtheion ein Muster jonischen Stils vorgeführt und



ebenso der korinthischen Säulenordnung die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, rät Müller, auch die grossartigsten Werke römischer Bautätigkeit zu berücksichtigen: das Pantheon und das Kolosseum, das erstere, weil es die Verbindung des Säulenbaues mit dem Gewölbebau gut illustriert, das letztere, weil es aufs beste veranschaulicht, wie der griechische Säulen- und Gebälkbau seine konstruktive Bedeutung verloren und im wesentlichen dekorative Verwendung gefunden habe.

Bei der künstlerischen Wertung all dieser Denkmäler, besonders der religiösen, muss in erster Linie stets wieder der Charakter des betreffenden Volkes in Anschlag gebracht werden. Der Schüler soll einsehen lernen, wie der Geist, die Nationalität, der jeweilige Kulturzustand, ja selbst die Natur und das Klima des Landes aus ihnen spricht. Um dies zu erreichen empfiehlt Müller, im Geiste einen griechischen Tempel, z. B. neben einen gothischen Dom zu stellen. Wie klein und unansehnlich erscheint ersterer neben letzterem, wenn man bedenkt, dass der herrliche Parthenontempel bis zur Giebelspitze kaum 20 Meter misst. „Doch eben diese Kleinheit entspricht der griechischen Ansicht von der Bestimmung und dem Wesen seines Gotteshauses. Für den Griechen ist der Tempel nicht der Versammlungsort der gläubigen Gemeinde, sondern lediglich die Wohnung der Gottheit, und wie er seinen Göttern die Gestalt schöner Menschen gibt, so lässt er auch ihre Tempel aus der menschlichen Wohnung sich entwickeln und hält die Verwandtschaft mit ihr durch Grösse und Gestalt fest; wie ferner die griechischen Götter heiter menschliche Erscheinungen sind, die mitten unter dem Volke wohnen, so laden die weiten, glänzenden Säulenhallen ihrer Behausung das lebensfrohe Volk gastlich ein, unter ihnen sich zu sammeln, Schatten und Kühlung geniessend. Nicht minder zeigt sich die heiter sinnliche Anschauung von den göttlichen Dingen in dem farbenprächtigen, reichen plastischen Schmuck, gegenüber dem farbenfeindlichen Gedankenernst der nordischen Dome. An die Natur und das Klima des südlichen Landes erinnerte der gänzliche Mangel an Fenstern; während der Nordländer Sonne, Wärme und Licht durch so zahlreiche und gewaltige Fenster in das Innere der Dome hineinlockt, dass die Wände ihre konstruktive Bedeutung verlieren, sucht der Grieche in seinem Tempel Kühle herzustellen und gestattet der allzu grossen Fülle des südlichen Lichtes nur durch die Türe oder durch eine Dachöffnung den Zutritt.<sup>28)</sup>

---

<sup>28)</sup> Müller. A. a. O. S. 17 f.



So belehrend nun diese und ähnliche Betrachtungen und Ausführungen sind, so darf doch das Kunstinteresse des Schülers nicht einseitig auf die Antike beschränkt bleiben. Die aus dem Studium der alten Kunstbauten gewonnenen Ideen müssen notwendig ihre Ergänzung finden in einer einlässlichen Wertung der mittelalterlichen und neuzeitlichen Kunstwerke. Der junge Mann soll einsehen lernen, wie in den mächtigen Domen romanischer und gothischer Architektur der glaubensstarke, himmelanstrebende religiöse Sinn eines ganzen Volkes zum Ausdruck kommt, wie in der Epoche der Renaissance die Baukunst mehr weltlichen Charakter annimmt und auf deutschem Boden durch Ausbildung der Zierformen, durch Hinzufügen einheimischer Elemente (wie Erker, Giebel, steile Dächer u. s. w.) ein nationales Gepräge erhält, wie der Barock- und Rokokostil mit seinem üppigen Prunk, seinen tändelnden, verschnörkelten, dabei zierlichen und eleganten Formen ein getreues Spiegelbild von der Pracht und der ausgelassenen Lebensfreude der Zeit seiner Entstehung gibt u. s. w.

So wird einer einseitigen Wertung der Antike am besten vorgebeugt, und die bloss relative Vollendung griechischer Kunst ohne weiteres erkannt. „Ewig mustergültig werden die Griechen in der Baukunst dadurch bleiben,“ sagt Müller, „dass sie die Aufgaben, die ihre religiösen und sittlichen Anschauungen, so wie die Natur ihres Landes ihnen stellte, in vollkommener Weise gelöst haben; allein das rein nationale, ausschliesslich griechische Element wird einer Nachahmung bei andern Völkern, in anderen Ländern, bei völlig veränderten Anschauungen immer entgegenstehen.“<sup>29)</sup> Und Cauer bemerkt sehr richtig: „Nicht fertige Vorbilder zum Nachahmen soll uns das Altertum geben, sondern eine Anschauung des Werdens und Wachsens, des Ringens mit Problemen, die immer wiederkehren und mit denen sich ein jedes neue Geschlecht selbständig auseinandersetzen soll.“<sup>30)</sup>

An die Kunstwerke der Architektur reihen sich diejenigen der Plastik. Die schulmässige Behandlung derselben wird allerdings bedeutend grössere Schwierigkeiten bieten als die Architektur, besonders insofern sie den Menschen darstellt. Ein Erfassen der unendlich mannigfaltigen Formen und Linien des Körpers, eine richtige Auslegung der vom Künstler verkörperten Ideen, wobei das subjektive Empfinden eine so bedeutende Rolle spielt, ist unendlich schwerer als das Verständnis der einfachen, klaren, leicht übersehbaren Formen der Baukunst. Trotzdem darf bei der reichen Fülle herrlicher Kunstschöpfungen dieses Gebiet nicht ganz unberücksichtigt bleiben. Der Kreis

---

29) A. a. O. S. 18

30) A. a. O. S. 100.



der Kunstwerke, die für die Behandlung in der Schule in Betracht kommt, wird immer ein beschränkter bleiben, indem vor allem das Zartgefühl der Jugend nicht verletzt werden darf. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, die Jünglingspsyche mit aesthetischen Werten auf Kosten ethischer bereichern zu wollen. Ausserdem ist es wohl auch unmöglich, bei der Einführung in das Verständnis der griechischen Skulptur vom Leichtern zum Schwerern fortzuschreiten, wie bei der Architektur, und so einigermaßen den historischen Entwicklungsgang zu berücksichtigen. Der Schüler dürfte dafür kaum das nötige Verständnis haben. Die Kunstschöpfungen der Nachblüte griechischer Plastik, der hellenistischen, kommen, wie Müller bemerkt, durch grosse Naturwahrheit und lebhaftige Bewegung und durch unheimlich wirkungsvolle packende Darstellung der künstlerischen Ideen dem modernen Empfinden im allgemeinen, so wie dem Verständnis der Schüler im besonderen, in viel höherem Grade entgegen, als die edle Einfalt und stille Grösse des hohen Stils eines Phidias. „Deshalb werden die ersten Uebungen im Betrachten von plastischen Kunstwerken am besten von der spätern Kunstepoche ausgehen, von dem sterbenden Gallier, oder von der Rettung des Patroklos durch Menelaos, oder auch von der Laokoongruppe. Das mächtige, ergreifende Pathos dieser Werke vermag auch den stumpferen Schüler zu fesseln und für die Kunst empfänglich zu machen. Dazu bilden die beiden letztgenannten willkommene Gelegenheit, die Kunstunterweisung mit der Lektüre der Ilias, des Vergil und Lessings Laokoon in Verbindung zu setzen.“<sup>31)</sup> Es wird hier die Besprechung weniger Werke genügen, um bei den Schülern einen lebhaften Eindruck zu machen und ein nachhaltiges Interesse zu erzielen.

In Bezug auf Reliefarbeiten liefern wertvolles Studienmaterial die Skulpturen vom grossen Altar zu Pergamon und besonders der im Jahre 1887 aufgefundene Alexandersarkophag, dessen Reliefarbeiten sich durch grosse Lebendigkeit und Schönheit auszeichnen und dem Schüler eine anschauliche Vorstellung geben von der Pracht und der echt künstlerischen Verwendung des griechischen Ornaments. Auch bieten die Skulpturen durch ihre gut erhaltene Bemalung Gelegenheit, die Schüler auf die Polychromie in der griechischen Architektur und Plastik hinzuweisen. Als wirkungsvollen Gegensatz zu diesem prunkvollen kleinasiatischen Grabdenkmal wird sich, nach Müller, die attische, durch edle Einfachheit und vollendete Schönheit wirkende Grabstele des Hegeso zum Studium empfehlen, in welcher

---

31) A. a. O. S. 14 f.



der Künstler alles Zufällige, Individuelle der sitzenden Frauengestalt abgestreift und nur das allgemein Menschliche betont hat.

Einen noch klarern Einblick in die idealisierte Art der griechischen Porträtkunst in der Blütezeit gewährt dem Schüler die schönste Porträtstatue des Altertums, der Sophokles des Lateranensischen Museums in Rom und das in späterer Zeit entstandene Standbild des Demosthenes. Von ersterem sagt Lübke: „Sophokles steht vor uns in der Blüte der Mannesjahre mit dem ungezwungenen Anstand des harmonisch durchgebildeten Atheners, eine in jeder Hinsicht vornehme Erscheinung. Der eingestemmte linke Arm und die leichte Fülle des Unterleibes sind in einer Weise behandelt, welche den in der Figur herrschenden Charakter ruhiger Würde steigert. Das Gesicht vereinigt in unvergleichlicher Weise den Ausdruck von Intelligenz, phantasievollem Ernst und Liebenswürdigkeit. Ein wahres Meisterstück ist das Gewand, welches allenthalben die Formen des darunter befindlichen Körpers auf das klarste erkennen lässt und sich dabei in zugleich ungezwungener wie den künstlerischen Anforderungen entsprechender Weise entwickelt.“<sup>32)</sup>

An die Betrachtung dieser Porträtstatuen schliesst sich am besten eine Studie der vornehmsten Götterbilder, wie des Zeus von Otricoli, der Hera Ludovisi, des Apollo von Belvedere, des Hermes von Praxiteles an. Durch sorgfältige Versenkung in das eine oder andere dieser Kunstwerke, z. B. gerade des Zeus v. Otricoli, durch Hinweis des Lehrers auf die Haltung des Kopfes, die Bildung der Stirne, der Augen, der Nase, des Mundes, der Wange, der Fülle des Haares und des Bartes, durch Betonung des aus den einzelnen Zügen sich ergebenden Charakters, durch Vergleichung mit ähnlichen Kunstwerken, z. B. dem archaischen Zeus und dem Dresdener-Zeus, durch Anhalten des Schülers, das im Bilde Geschaute in klaren Worten wiederzugeben, wird das Kunstverständnis sicher wesentlich gefördert.

Eine weitere Hauptgattung der griechischen Plastik stellt dem Schüler der Discuswerfer des Myron dar, der als typisches Beispiel einer Athletenstatue gilt. In dem herrlich durchgebildeten, in lebhafter Bewegung sich befindlichen Körper hat der Künstler besonders den Ausdruck des physischen Lebens zur Darstellung bringen wollen.

Um schliesslich dem Schüler auch eine Vorstellung von der Kunst des Phidias zu geben, mag die Besprechung einiger Parthenonskulpturen am Platze sein. „Indem das Auge durch die vorangegangenen Uebungen bereits geschulter ist,“ bemerkt Müller, „wird man

---

32) Helbig, Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom. I S. 509.



bei einem Vergleich derselben mit den Skulpturen des Altarfrieses von Pergamon hinreichend Verständnis für die ruhige Würde, die edle Einfalt und stille Grösse jener Darstellung erwarten können, die mit Recht als eine Offenbarung der reinen Antike und als Gipfelpunkt der griechischen Kunst gepriesen worden ist. Zugleich aber zeigen die kräftig hervortretenden Unterschiede der beiden Werke mit grösster Anschaulichkeit, in welcher Richtung die Plastik seit Phidias sich entwickelt hat.“<sup>33)</sup>

Wie gerade die Fremdartigkeit der griechischen Werke sich vorteilhaft eignet, um den Sinn für Kunst im Zöglinge zu wecken und zu beleben, hebt treffend Cauer hervor: „Gewiss ist es leichter in Gottfried Kellers Erzählungen oder Ibsenschen Dramen ein dem unsern ähnliches Leben, eine verwandte Menschennatur zu entdecken, als bei Homer und Sophokles; und dasselbe gilt von den griechischen Statuen im Vergleich zur modernen Malerei. Aber je grösserer Kraft es bedurfte, um zum Anschauen der inneren Gleichheit durchzudringen, desto grösser ist auch der Gewinn an Kraft, der zurückbleibt, desto mehr wird der Blick für das Wesentliche geschärft und vertieft. Wer sich gewöhnt, die Bilder, die ihm der Künstler zeigt, auf die dahinter liegende Wirklichkeit zurückzuführen, wird allmählich selber aus der wirklichen Welt Vorgänge, Situationen, Stellungen heraus-schauen, die geeignet wären, im Bilde festgehalten zu werden. Bekannt ist, wie die neueste Richtung der Malerei uns gelehrt hat, in der Natur manche Farben zu finden, die in ihr enthalten sind, die wir aber sonst übersehen hätten. So mag der Gang durch eines unserer Eisenwerke, wenn wir die nervigen, kraftvoll bewegten Gestalten der Arbeiter mit plastisch geübtem Blick sehen, uns trotz Russ und Lärm eine Reihe aesthetischer Freuden vermitteln. Das sind nur Beispiele, um den allgemeinen Gedanken deutlich zu machen: wie die Beschäftigung mit Kunst, und gerade mit einer fernstehenden Kunst, den Herrschaftskreis unseres Auges in der umgebenden Welt erweitert, uns an lebendigen Wirklichkeitseindrücken reicher macht. Wer in der Kunst das Leben erkennt, wird bald im Leben überall die Elemente künstlerischer Erscheinung sehen.“<sup>34)</sup>

So tragen denn Architektur und Skulptur der Alten ganz wesentlich dazu bei, die schlummernden Kräfte des Sehens und Auffassens im jungen Menschen zu wecken, sein sinnliches und geistiges Auge zu schärfen, ihn mit einer reichen Fülle von Eindrücken zu bereichern, sein Herz und sein Gemüt zu veredeln und ihn auf eine höhere Stufe der Betrachtung und Wertung alles Schönen zu heben.

---

33) A. a. O. S. 16.

34) A. a. O. S. 115 f.



Das humanistische Gymnasium darf deshalb, wenn es eine Stätte harmonischer Menschenbildung sein will, die Pflege des Kunstsinnes nicht vernachlässigen. Es verfügt, wie wir gesehen, über die trefflichsten Hilfsmittel und zeigt sich auch nach dieser Richtung in seiner ewig jungen, unerschöpflichen Lebenskraft.

Für diese ganze Welt der Schönheit in Wort und Bild hat Ostwald kein Auge. Er geht daran vorüber wie ein Blinder an einem herrlichen Gemälde. Antike Literatur und antike Kunst sind für ihn inhaltslose Begriffe. Ein neuer Beweis dafür, wie eine einseitige Versenkung in der Natur ungerecht macht gegen die herrlichsten Gebilde des Menschengeistes und der Menschenhand.

---

### c) Ethisch-religiöse Bildung.

„Das Kommandowort „Vorwärts!“ ist von Uebel, wenn es nicht mehr „Aufwärts“ bedeutet.“ Dieses Wort des Ritters von Führich verdient eine ganz besondere Achtung, zumal in unseren Tagen. Vorwärts! schallt's von allen Seiten. Vorwärts in der Unterjochung und Dienstbarmachung der Kräfte der Natur, vorwärts in der Erschliessung der Hilfsquellen zur Befriedigung materieller Bedürfnisse, vorwärts im aesthetischen Ausbau der Persönlichkeit, vorwärts in der Steigerung und Vertiefung des Gefühlslebens. Das Wort: „Aufwärts“ aber, es kommt so schwer über die Lippen des modernen Menschen. Und doch bleibt alle Bildung einseitig und bruchstückartig, wenn zur intellektuellen und aesthetischen Bildung sich nicht auch die ethisch-religiöse gesellt, wenn die Schule des Verstandes und des Herzens nicht durch die Erziehung des Willens ihre Ergänzung findet.

Die Begriffe von Bildung und Erziehung sind aufs engste mit einander verbunden. Wenn man auch unter ersterer die Formierung und Entwicklung des Geistes, unter letzterer die Beherrschung und Leitung der Sitten verstand, so wäre doch bei unseren Vorfahren eine Bildung undenkbar gewesen, die nicht auch zugleich gewisse Kenntnisse zu einer bessern Lebensführung vermittelt hätte. Bildung und Erziehung standen nicht im Gegensatze zu einander, sondern liefen schliesslich auf dasselbe Ziel hinaus. Wann jene schroffe Scheidung, wie sie vielfach heutzutage vorhanden ist, sich vollzog, können wir nicht genau bestimmen. Sicher hat J. J. Rousseau durch seine Auffassung und Verteidigung der Menschennatur als einer absolut guten viel zu dieser Verwirrung beigetragen. Unterschiedslos alle natürlichen im Individuum schlummernden Kräfte sich entfalten und



wuchern zu lassen, war eine der ersten Forderungen dieser neuen Pädagogik. Eine Erziehung im christlichen Sinne schien überflüssig. Man dachte nicht mehr daran, oder wollte nicht mehr daran glauben, dass es auch schlechte, verdorbene, erziehungsbedürftige Triebe in der Menschennatur gebe. Von der Aufklärung und Bildung sollte alles Heil kommen. Dass man damit auf dem Standpunkt der griechischen Antike zurücksank und bloss die sokratisch-platonische Anschauung auffrischte, nach der wahres Wissen auch sittliche Heiligung unmittelbar zur Folge haben sollte, darum kümmerte man sich wenig, obschon bereits Aristoteles die Unhaltbarkeit einer solchen Ethik dargelegt und die Bedeutung des Willens für die Beherrschung der Affekte und Begierden gebührend hervorgehoben hatte.

Gegen diese Ueberschätzung des Intellektualismus, gegen den Rousseauschen Optimismus und die moderne Energielosigkeit in sittlicher Hinsicht protestiert schon die gesunde Menschenvernunft. Jeder fühlt zur Genüge, dass etwas nicht in Ordnung ist in seinem Innern, dass so manche Saite seiner Seele einer reineren Stimmung bedarf und auch der Wille eine Schulung und Trainierung nötig hat. Wahre Bildung muss daher auch auf das sittliche Tun des Menschen einfließen, Wissen und Können sollen eine Steigerung des richtigen Wollens herbeiführen, denn Fortschritt im Wissen und Rückschritt in den Sitten heisst im menschlichen Leben den Krebsgang gehen, entsprechend dem Worte der Alten: *qui proficit in litteris et deficit in moribus, plus deficit quam proficit.*

In richtiger Erkenntnis dieser Aufgabe setzte denn auch die Unterrichtsverfassung von 1816 in Preussen den Gymnasien das Ziel, „ihren Zöglingen nicht nur zu dem Mass klassischer und wissenschaftlicher Bildung zu verhelfen, welches zum Verstehen und Benützen des systematischen Vortrages der Wissenschaft auf Universitäten erforderlich ist, sondern sie auch mit der Sinnes- und Empfindungsweise einer veredelten Menschheit auszurüsten. Die Lehrpläne von Preussen von 1901 weisen eine solche ausdrückliche Rücksicht auf die Charakterbildung leider nicht mehr auf. Als einziger Ueberrest könnte man die Forderung auffassen, dass die Religion „nicht in abgesonderter und vereinzelter Stellung, sondern mit allen Zweigen der bildenden und erziehenden Tätigkeit der Schule in reger Wechselbeziehung verbunden“ sein solle.<sup>1)</sup>

Auf den ersten Blick könnte es nun den Anschein erwecken, das humanistische Gymnasium eigne sich gar wenig für eine ethisch-religiöse Erziehung des jungen Menschen, da es in seinen Bildungsmomenten sich vorwiegend auf eine Kultur stützt, deren Charakter heid-

1) Vgl. Pharus. I. Jhrg. 9. Heft. 1910. S. 224. Anmkg.



nisch ist. Und doch birgt diese heidnische Vergangenheit, einer reichhaltigen Mine gleich, zahlreiche Goldadern in sich, deren Aufdeckung der sittlich-religiösen Entwicklung des jungen Menschen nur förderlich und nutzbringend sein kann.

Bevor wir aber diese Seite der Antike näher betrachten, möchten wir einen Blick werfen auf den ethischen Charakter der Sprache überhaupt, und den feindlichen Auslassungen Ostwalds gegenüber die Bedeutung der Sprache und des Sprachstudiums als Mittel zur Vertiefung und Befestigung religiöser Anschauungen kurz hervorheben. „Im Anfange,“ sagt Schlegel,<sup>2)</sup> „hatte der Mensch das Wort, und dieses Wort war von Gott und aus der lebendigen Kraft, welche ihm in und mit diesem Worte gegeben war, ging das Licht seines Daseins hervor. Dies ist die göttliche Grundlage der Menschengeschichte.“ Und von der höchsten Leistung des Sprachvermögens, der echten Poesie, sagt derselbe Autor: „Sie ist ein geistiger Nachhall der Seele, ein Strahl wehmütiger Erinnerung an das verlorene Paradies; ein Nachhall von der himmlischen Unschuld und Urschöne des Weltalls im Anfange kann sich als der innere belebende Geist, als der höhere Lebensfaden, überall durch die Gefüge und kunstreichen Darstellungen einer nicht ganz irdischen Poesie hinziehen.“ Durch alle Jahrhunderte geht ein inneres höheres Kunstgefühl hindurch und die Künste wie die Kunststile sind nur Dialekte einer Ursprache des Schönen. „Diese ewigen Grundgefühle in der menschlichen Brust, als ebensoviel Stammwörter oder Wurzelsilben der ewigen Erinnerung, der angeborenen Sehnsucht und hochaufstrebenden Begeisterung, stehen unter sich in dem innigsten Zusammenhange. Die in das Gewand der Künste eingehüllte und durch dasselbe hervorschim mernde Sprache ist eine geistige Ursprache und die wahre Kunst und höhere Poesie lässt einzelne Akkorde davon in unserer Brust wiedertönen.“<sup>3)</sup>

Nimmt somit der Menscheng Geist durch jede Sprache gleichsam teil am Urgeiste der Wahrheit, Güte und Schönheit, so erinnern uns die zwei klassischen Sprachen, das Griechische und Lateinische, in ganz besonderer Weise an die Beziehungen Gottes zum Menschengeschlechte. In den alten Sprachen wurden uns die hl. Bücher teils von Anfang an, teils in der Form authentischer Uebersetzungen überliefert. Die alten Sprachen sind das formelle Organ der Kirche geworden, sie entstiegen mit dem jungen Christentum den Gräbern der Katakomben und fanden ihre weitere Ausbildung in den Schriften der Kirchenväter

2) Philosophische Vorlesungen, insbesondere über Philosophie der Sprache und des Wortes 1829. Gesam. Werke XIV.

3) Ges. Werke XIV. S. 128.



und Theologen. Durch die alten Sprachen wurden die Ideen des Christentums durch eine Reihe von Jahrhunderten den Kulturvölkern Europas übermittelt. Die grossen Geister des Mittelalters kleideten ihre erhabenen Gedanken in die lateinische Sprache, fochten ihre theologischen und philosophischen Kontroversen in diesem Idiom aus und heute, vom Markt des Lebens verschwunden, bildet das Lateinische als universelle Kultsprache noch immer ein mächtiges Mittel, um die Einheit und Einigkeit unserer katholischen Kirche über die ganze Erde zu erhalten und uns als Glieder einer Weltkirche mit einander zu verbinden. Wenn die Kirche unsere Mutter ist, so liegt in ihrem Worte, in ihrer Stimme für das katholische Empfinden etwas vom zarten Duft, vom süssen Zauber der Muttersprache.

Doch nicht bloss das religiöse Empfinden, nein, auch das religiöse Verständnis, das Erfassen gewisser Begriffe und Lehren kann durch die alten Sprachen, besonders durch Verwertung der Ergebnisse der Sprachwissenschaft bedeutend gefördert werden. Roger Bacon nennt die Etymologie: *sermo vel ratio veritatis*. Und in der Tat, wie mancher Ausdruck in der Sakralsprache wird uns erst klar, wenn wir ihn auf seinen lateinischen und griechischen Ursprung zurückgeführt haben. Man denke nur an die Ausdrücke: Kirche (*κυριακή* sc. *ἐκκλησία*), Religion (*religare* oder *relegare*), Symbolum (*σύμβολον*), Sakrament (*sacrare*), Liturgie (*λείτον ἔργον*) Opfer (*operari*), Katechismus (*κατηχίζειν*) Firmung (*firmare*), Kommunion (*communio*) u. s. w. Wie hoch dieses Hilfsmittel gerade für die Darlegung der höchsten Wahrheiten wird, sagt uns der berühmte Dogmatiker Scheeben (III. Vorwort): „Bei der Lektüre dieser Abteilung wird man bald die Wahrnehmung machen, dass ich hier mehr als sonst und vielleicht gar allzu reichlich philologische, besonders etymologische Bemerkungen eingeflochten habe. Die Benützung der Etymologie für die Erläuterung und Veranschaulichung der Begriffe ist bekanntlich auch den besten Scholastikern, namentlich dem hl. Thomas geläufig, obgleich sie bei ihrer mangelhaften Sprachkenntnis darin oft weniger glücklich sind. Eine Menge von Schwierigkeiten und Missverständnissen lassen sich durch ein tieferes Verständnis, bzw. eine sachgemässe Modifikation der theologischen Sprache beseitigen oder doch vermindern. Die Etymologie ist zu einer anschaulicheren, lebendigeren und praktischeren Darstellung mit Nutzen zu verwerten.“

Endlich können auch die Resultate der indogermanischen Sprachwissenschaft vorteilhaft Verwendung finden bei der Begründung gewisser Thesen aus der Religionsgeschichte. So lässt sich z. B. aus dem Nachweis der Möglichkeit einer einheitlichen Ursprache auf eine monophylische Abstammung des Menschen schliessen. Dass eine ur-



ursprüngliche sprachliche Einheit keineswegs ausgeschlossen ist, wird uns bezeugt durch die Resultate der indogermanischen Sprachforschung. Die verschiedenen Sprachstämme des Indischen, Iranischen, Armenischen, Albanischen, Griechischen, Italischen, Keltisch-Germanischen, Baltischen oder Litauischen sind erwiesenermaßen nur Aeste eines Stammes. Mag nun die Sprachwissenschaft auch noch weit davon entfernt sein, all' die verschiedenen Sprachgruppen auf eine einzelne Ursprache zurückzuführen, und gelingt ihr dies auch niemals, so zeigt doch gerade die Entdeckung des indogermanischen Stammes, zu welchem die in formeller und syntaktischer Hinsicht reichsten Sprachen der Welt, das Altindische, Griechische, Lateinische und Deutsche gehören, dass eine solche Zurückführung wenigstens kein Ding der Unmöglichkeit ist. Zwei Welten, die durch Jahrtausende getrennt waren, wurden durch diese Entdeckung wie durch ein Zauberwort wiederum miteinander vereinigt und wir haben erkannt, dass zahlreiche Lebenselemente unseres Wissens und unserer Zivilisation, unsere Alphabete, unsere Zahlen, unsere Masse, Gewichte u. s. w. aus dem Osten stammen, und dass so ein Band der Einheit weit auseinander liegende Länder und Völker umschlingt. Wie kann man da behaupten, die in der hl. Schrift betonte Einheit des Menschengeschlechtes und der Ursprache sei vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus unmöglich und Bibel und Sprachwissenschaft bildeten unversöhnliche Gegensätze? Bekennen sich auch bedeutende Gelehrte zu einer Mehrheit von einander unabhängiger Sprachanfänge, so sprechen sich ebenso hervorragende Autoritäten, wie M. Müller, W. Wackernagel und andere, für die Möglichkeit einer gemeinsamen Ursprache aus. Sie tun es, gestützt auf die Tatsache, dass die Grundbestandteile der Sprachen die Wurzeln und die Bedeutungslaute sind. Aus diesen haben sich die Sprachen zu dem entwickelt, was sie jetzt sind. Die gegenwärtig vorhandene Verschiedenheit der grammatischen Elemente ist also durchaus kein Beweis für die Mehrheit von Sprachanfängen, die miteinander in keiner Verbindung stehen. Selbst Schleicher, der sonst auf gegnerischer Seite steht, ist geneigt, eine ursprüngliche Uebereinstimmung der Wurzeln anzunehmen. „Nicht nur,“ sagt er, „was die Form aller betrifft, sind wohl alle Wurzeln einsilbig, sondern es zeigen sich auch materielle Uebereinstimmungen bei Sprachen, die verschiedenen Sprachstämmen, ja Sprachklassen angehören.“<sup>4)</sup> Es geht daher auch heute noch ganz wohl an, mit Leibniz eine einzige, allerdings nicht näher charakterisierte Ursprache anzunehmen, von der sich in den vorhandenen toten und lebenden Sprachen zahlreiche Spuren fänden, da gewisse Wörter bei allen

4) Die Sprachen Europas. S. 29.



Völkern vom Atlantischen Ozean bis nach Japan vorkämen. Die grosse Verschiedenheit der Sprachen untereinander und ihre Mannigfaltigkeit führt Leibniz zurück, teils auf die Geistes- und Gemütsanlage der Völker, teils auf die verschiedene Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge, teils auch auf politische Einflüsse, welche eine Vermengung und Verknüpfung vorher getrennter Völker und somit auch eine Umwandlung und ein Verderbnis der Sprache herbeigeführt hatten.<sup>5)</sup> Aus dieser kurzen Streifung des Sprachproblems ist ersichtlich, welch' zarte, aber feste Fäden aus dem Gebiet der Sprache auch in dasjenige der ethisch-religiösen Welt hinüberreichen.

Bestimmter und klarer zeigt sich der ethisch-religiöse Gehalt der Antike in den Ideen und Anschauungen, die in ihren Literaturerzeugnissen niedergelegt sind. Schon der Rhetor Alkidamos, ein Schüler des Gorgias, nennt die Odyssee ein *καλὸν ἀνθρωπίνου βίου κάτοπτρον*, einen schönen Spiegel des menschlichen Lebens. Und Horaz rühmt seinem Freunde Maximus Lollius die homerischen Epen als eine unerschöpfliche Quelle ethischer Anregungen: die Ilias, insofern sie an Paris, Achilles und Agamemnon zeigt, in welches Unglück die ungezügelte Leidenschaft den Menschen stürzt, der auf den Rat vernünftiger Männer, wie Antenor und Nestor, nicht hören will, die Odyssee dagegen, insofern sie in ihrem Helden ein Ideal der Tugend aufstellt, das allen Versuchungen und Lockungen der Leidenschaft, ebenso wie allen äusseren Gefahren siegreich widersteht.<sup>6)</sup>

Wie eine gewaltige Säule ragt aus der antiken Kulturwelt Sokrates hervor. Dieser Bildhauerssohn hat die Kunst seines Vaters gleichsam ins Ethische übertragen. Er hat als erster es versucht, das Ideal der Griechen, den harmonischen Menschen, tiefer zu fassen, ihn von der Aussenwelt mehr in die Innenwelt zu verlegen. Er hat als erster es erkannt, dass in dem Ausbau des Seelenlebens, in der Innenkultur die wahre Bedeutung und Grösse des Menschen liegt. Seine Bescheidenheit im Urteil, sein unermüdliches Streben nach Wahrheit, sein unerschütterliches Festhalten an den einmal als wahr erkannten Grundsätzen und besonders sein ruhiger und heldenmütiger Tod, gleichsam eine Illustration des Apostelwortes: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen,“ sind für alle Zeiten geeignet, Bewunderung und Nachahmung zu erwecken. Bei der Lektüre Platons, der dem Bilde des sterbenden Sokrates für alle Zeiten in seinem Phaedon lebendige Gegenwartigkeit verliehen hat, drängt sich dem Leser eine Parallele zwischen den sich schneidenden Linien sokratischer und christlicher Lebensweisheit von selbst auf. „Wenn So-

5) Vgl. Neff. Leibniz als Sprachforscher und Etymologe. II. 27.

6) Vgl. Episteln I, 2.



krates im Phaedon seiner Ueberzeugung von der persönlichen Unsterblichkeit Ausdruck gibt,“ sagt Grimmich, „wenn er von den Wohnungen der Seligen spricht, in welche ihn der Tod führen werde, wenn er das Leben eine Vorbereitung auf den Tod nennt und in seiner Todesverachtung der Welt der Sinnenfreuden und des Sinnen-genusses die Gewissheit und Erhabenheit eines höheren und idealen Lebens entgegenhält, so liegt ein Vergleich mit dem Johannesevangelium, Kap. 12—21, wohl nicht fern.“<sup>7)</sup> Ebenso bietet Platons Ideenlehre, trotz ihrer fundamentalen Unrichtigkeit, eine Fülle ethischer Anregungen. Wie viel Wahrheit liegt in seiner Auffassung der Seele unter dem Bilde eines mit zwei Rossen bespannten Wagens, von denen das edlere (*θυμός*) dem göttlichen Wagenlenker (*νοῦς*) gehorcht, das andere aber (*ἐπιθυμία*) den Seelenwagen rebellisch in die Tiefe zu reissen sucht? Werden wir dadurch nicht unwillkürlich auf jenen Zwiespalt zwischen Geist und Fleisch hingewiesen, von dem der hl. Paulus so oft spricht? Streift er nicht an christliche Ideen, wenn er aus dem Worte des Protagoras, der Körper sei das Grab der Seele (*σῶμα σῆμα ψυχῆς*) den Schluss zieht: Philosoph sein, heisst dem Leben abgekehrt und aufs Sterben gerichtet sein? Auch Xenophons Memorabilien, in denen der athenische Weltweise das Verhältniss des Menschen zu Gott beleuchtet und Licht und Schatten oft recht ungleich verteilt, laden zu Vergleichen ein mit dem christlichen Offenbarungsglauben und zeigen bei aller Erhabenheit doch die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes in der Lösung der grossen Fragen des Lebens. „Weit wirksamer als die umständliche in den theologischen Schulbüchern gegebene Beweisführung für das Dasein Gottes ist es, Xenophons Memorabilien I, 4, mit den Schülern zu lesen, wo Sokrates den kosmologischen und teleologischen Gottesbeweis entwickelt und gegen den Materialismus Stellung nimmt.“<sup>8)</sup>

Auch Ciceros philosophische Schriften sind ein wahrer Jungbrunnen für ethische Reflexionen. Sie sind zum grössten Teil eine Verherrlichung des Guten und Vernünftigen. Die Keime der Sittlichkeit, so führt er aus, die Samenkörner der Tugenden, die ersten Begriffe des Rechtes, die Idee der Gottheit, der Unsterblichkeit liegen bereits in uns, gelangen in unserem Geiste unabhängig von aller Erfahrung mit Notwendigkeit zur Entwicklung. Weil unsere Seele von Gott her stammt, hat der Mensch eine natürliche Kenntnis von Gottes Dasein, die sogar den rohesten Völkern innewohnt. Vermag Cicero den Begriff der Gottheit auch nicht klarzulegen, so will er doch das höchste Wesen als freien Geist aufgefasst wissen, das jede Vermischung mit

7) A. a. O. S. 32.

8) Grimmich. Ebds.



Vergänglichem ausschliesst, das alles wahrnimmt, alles bewegt und selbst begabt ist mit ewiger Bewegungskraft. Er spricht zwar abwechselnd von Gott und Göttern, fühlt sich aber doch angetrieben, einen höchsten Gott und Beherrscher des Alls anzunehmen. Die Welt als das Produkt eines glücklichen Zufalls zu betrachten, scheint ihm ganz und gar ungereimt, eine göttliche Vorsehung, eine weise Weltregierung, welche sich über das ganze Universum erstreckt, ist ein notwendiges Postulat der Vernunft. In einer sozial und politisch hoch erregten Zeit schreibt er seine Bücher über die Pflichten, über die Freundschaft, über die Verachtung des Todes, die Ertragung des Schmerzes, die Linderung des Kammers, über das höchste Gut u. s. w. Bücher, die von den Besten der damaligen Zeit nicht bloss wegen ihrer meisterhaften Form gelesen, sondern wegen ihres hohen sittlichen Ernstes als eine Art Andachts- und Erbauungsbücher entgegengenommen wurden. Kein Wunder, dass Cicero im christlichen Zeitalter der Lieblingsschriftsteller eines Minucius Felix, eines Lactantius, eines Hieronymus und anderer gewesen. Wenn man einen Vergleich anstellt, zwischen den Büchern *de officiis ministrorum* des hl. Ambrosius und Ciceros Schrift *de officiis*, so sieht man gleich, wie Ambrosius' Werk geradezu eine Uebersetzung des Ciceronianischen ins Christliche ist und man begreift, dass etwas mehr als eine bloss schöne Sprache Ciceros philosophische Schriften bei der Nachwelt unsterblich gemacht hat. Man begreift aber dann auch, warum eine Zeit wie die unsrige, die vielfach von den Wegen einer gesunden Ethik in die Bahnen einer laxen Laienmoral eingelenkt hat, Cicero aus der Schule verbannen möchte. Er ist diesen modernen Menschen zu wahr, zu natürlich, zu sittlich, ein zu ernster Mahner und Wecker der in der innersten Menschennatur schlummernden sittlichen Kräfte, als dass er ihn nicht an verkannte Güter, an verloren gegangene Lebenswerte erinnerte. Welch tiefen Eindruck der alte römische Philosoph auf edle, grossangelegte Charaktere zu machen im Stande war, bezeugt uns kein Geringerer als der hl. Augustinus, der in seinen „Bekenntnissen“ den völligen Umschwung seiner Neigungen geradezu mit der Lektüre der Schriften Ciceros in Zusammenhang bringt. „Nach der Ordnung, welche man beim Studium der Beredsamkeit einzuhalten pflegt, sagt er, kam das Buch eines gewissen Cicero in meine Hände, dessen Sprache so ziemlich alle bewundern, weniger seinen Geist. Jenes Buch aber enthält die Aufforderung, sich der Philosophie hinzugeben und führt den Titel: „*Hortensius*“. Das Buch verwandelte die Gesinnung meines Herzens und richtete auf dich, Herr, meine Gebete und änderte mein Verlangen und meine Wünsche. Plötzlich welkten mir alle Hoffnungen, mit unglaublicher Glut des



Herzens begehrte ich nach unsterblicher Weisheit und ich begann mich zu erheben, um zu dir zurückzukehren. Nicht um mit dem Gelde meiner Mutter meine Zunge zu schärfen, las ich jenes Buch, nicht seine Sprache, sondern sein Inhalt hatte es mir angetan. Wie brannte ich, mein Gott, wie brannte ich, das Irdische zu verlassen und zu dir zurückzufliegen, und ich wusste nicht, was du mit mir vorhättest. Denn es steht geschrieben: „Bei dir ist die Weisheit.“ Liebe zur Weisheit aber ist, was der griechische Name Philosophie bedeutet; zu ihr hat jenes Buch mich entflammt. Es gibt aber auch Leute, die mit diesem grossen und einschmeichelnden und ehrbaren Namen ihre Irrtümer färben und schminken und so die Philosophie zur Verführung benutzen. Was von dieser Art in jener Zeit und vorher vorhanden war, wird in dem genannten Buche aufgeführt und erörtert und so wird dort deutlich die Ermahnung deines Geistes durch den Mund deines frommen und getreuen Dieners: „Sehet zu, dass niemand euch täusche durch Philosophie und nichtige Verführung nach den Ueberlieferungen der Menschen und den Satzungen dieser Welt statt nach Christus; denn in ihm wohnt körperlich die Fülle der Gottheit.“ Du weisst es, o mein Licht, dass ich, der ich damals diesen Ausspruch des Apostels noch nicht kannte, an der Mahnung jenes Buches deshalb Gefallen fand, weil sie mich aufforderte, nicht diese oder jene Philosophenschule, sondern die Weisheit selbst, von welcher Art sie auch sein mochte, zu lieben, zu suchen, ihr zu folgen, sie zu ergreifen und standhaft festzuhalten.“<sup>9)</sup>

Es würde uns zu weit führen, auf den ethischen Gehalt jedes einzelnen Schriftstellers der Griechen und Römer einzugehen. Wir haben nur einige Streiflichter auf dieses weite Gebiet fallen lassen. Der Reichtum der Antike an ethischen Wahrheiten, so wie die Notwendigkeit, dieselben im Unterrichte zu verwerten, ist schon oft betont worden. „In den griechischen und römischen Klassikern,“ sagt Grimmich, „tritt dem Gymnasiallehrer das religiöse Leben der beiden alten Kulturvölker in konkreter, anschaulicher Form, in seinen Schwächen, aber auch nach seiner tiefen und schönen Eigenart entgegen. Er lernt die alten kosmogonischen Mythen vom goldenen Zeitalter, von der grossen Flut kennen, er sieht sich zu den Tempeln der Götter geführt, welchen die Alten mit der grössten Ehrfurcht nahen, er liest, wie der religiöse Sinn der Alten Haus und Flur mit Gottheiten fühlte, er sieht, wie sich der Gedanke eines allmächtigen Gottes als letzten Ursprung alles Seins und Geschehens in der Welt des Endlichen gegenüber den verschiedenen Formen des Polytheismus immer wieder in den Vordergrund drängt: sind das nicht ebenso viele

9) „Bekenntnisse“ des hl. Augustinus. Üb. v. G. Freiherr v. Hertling. III. Buch. C. 4. S. 100 ff.



Anlässe, die religiöse Bildung des Schülers zu einer tiefen und seiner sonstigen Bildung entsprechenden zu gestalten?“<sup>10)</sup>

Walter aber weist auf den Ursprung der genannten religiösen Sagen hin: „Mögen im einzelnen die heidnischen Mythen vergötternde Personifikationen von Naturkräften und Erscheinungen sein, oder mögen sie als plastische Verkörperungen der spielenden Phantasie sich ausgebildet haben, soviel ist sicher, dass manche, z. B. die kosmogonischen, von dem goldenen Zeitalter, von dem Verluste desselben, vom Sündenfall und von der Erbsünde, von der Sündflut, mehr oder weniger treue Reste einer Urtradition sind; historische Wahrheit liegt ihnen zugrunde.“<sup>11)</sup>

Beachtenswert sind für diese Zwecke auch die „Studien des klassischen Altertums“ von Ernst von Lasaulx.<sup>12)</sup> Ein grosser Geist hat hier mannigfache Verbindungslinien und Zusammenhänge zwischen den religiösen Ideen der Antike und den erhabenen Wahrheiten des Christentums aufgedeckt, besonders in den Aufsätzen: „Die Gebete der Griechen und Römer“ (137—158); „Die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältnis zu dem einen auf Golgatha“ (233—282); „Prometheus, die Sage und ihr Sinn“ (316—344); „Ueber den Sinn der Oedipussage“ (357—373) und anderen. Zu welchen Resultaten Lasaulx bei seinen Studien gelangt, mag der Schluss der zweiten oben angegebenen Abhandlung über das Sühnopfer der Alten und seinem Verhältnisse zu dem auf Golgatha uns lehren: „In Beziehung auf die blutigen Sühnopfer der Heiden ist mir klar, dass und warum die schreckliche τεκνοθυσία (Kinderopferung) sich fortsetzen musste, bis in der wahren und höchsten υιοθυσία (Sohnesopferung) auf der Schädelstätte der alten Welt objektive Sühne und Versöhnung bewirkt war. Und in dem grauenvollen Mysterium, von dem Opferfleisch der geschlachteten Kinder zu geniessen, spricht sich nur die Wahrheit aus, welche die Kirche und ihre Gläubigen täglich feiern in dem Sakrament des Altars, worin beides unzertrennlich vereinigt ist: fortwährendes Sühnopfer und fortwährende Spende von substantiell neuem Leben.“<sup>13)</sup>

Auf weitere wertvolle Anknüpfungspunkte hat Windel hingewiesen: „Die Rechtfertigung des Sklaventums durch Aristoteles und seine Unterscheidung zwischen königlichen Seelen und belebten Werkzeugen, den Sklaven, führt auf die Würdigung der Persönlichkeit im Christentum, dem jede Seele einen unendlichen Wert hat (Gleichnis vom verlorenen Schafe und Groschen), auf die Weise, wie im Phile-

10) A. a. O. S. 32 f.

11) A. a. O. S. 44.

12) Regensburg 1854.

13) A. a. O. S. 281 f.



monbriefe Paulus mit rein geistigen Mitteln die soziale Frage des Altertums lösen lehrt. Die stoische Philosophie geht über die Idee des Staates, welche sonst das höchste Ideal der antiken Moral ist, hinaus, erweitert diesen Gedanken zur Idee der menschlichen Gesellschaft überhaupt und bereitet in dieser Beziehung dem Christentum den Weg. Während Sokrates die Sünde nur ein Nichtwissen des Guten und Nützlichen ist, betont Aristoteles die Bedeutung des Willens für das sittliche Handeln. Inwiefern auch Sokrates ein Typus, eine persönliche Weissagung auf den Herrn genannt werden kann, muss besprochen werden (Hinweis auf den Traum der Portia im 7. Gesang des Messias) . . . . Die Besprechung des grossen Problems der Prädestination im Phädon führt auf die Frage, wie das antike und moderne Drama den grossen Widerspruch von Prädestination und Willensfreiheit zu heben suchen.“<sup>13a)</sup>

Ist es nun auch in erster Linie der Religionslehrer, der sich dieses wertvollen Materials im Unterrichte bedienen soll, so wird doch auch der Lehrer der alten Sprachen, dem eine relativ viel grössere Stundenzahl zur Verfügung steht, die Gelegenheit, die sich ihm von selbst und ungezwungen bietet, benutzen, um den Schüler auf die inneren Beziehungen zwischen dem betreffenden Lehrstoff und seinen religiösen Kenntnissen aufmerksam zu machen. Nicht bloss das wissenschaftliche, sondern auch das religiöse Interesse findet dadurch Anregung, Festigung und Vertiefung.

Der Einblick in die religiöse Welt der Alten ist für den Gebildeten unserer Tage äusserst wichtig. Eine Kulturwelt, wesentlich verschieden von der des Christentums, tut sich ihm auf, eine Welt, in welcher der Mensch, von keiner positiven Religion beeinflusst, zeigen konnte, was er aus eigener Kraft, in eigenem heissen Geistesringen mit den grossen Fragen des Lebens vermochte. Hellas und Rom sind so recht der Schauplatz des reinen Menschentums, das Spiegelbild reiner Weltweisheit, die Heimstätte selbstgeschaffenen Völkerglückes. Der Gebildete unserer Tage, der am sausenenden Webstuhl der Zeit steht, und den mannigfaltigen Einschlag der christlichen Kultur in das Grundgewebe des reinen Menschentums nur schwer, oder gar nicht mehr zu erkennen und zu entwirren vermag, ist hier in der Lage, dieses Gewebe, frei von jeder christlichen Zutat, zu prüfen, den Menschen getrennt vom Christen, die natürliche Moral unbeeinflusst von der christlichen zu studieren. Bei keinem modernen Volke ist etwas Ähnliches möglich, weil in der späteren Literatur stets der

<sup>13a)</sup> Zitat bei Grimmich. A. a. O. S. 34 f.

<sup>14)</sup> Der neue Lehrplan für den evangelischen Religionsunterricht in den höhern Schulen Preussens. Frick und Meyer, Lehrproben und Lehrgänge. H. 34. S. 72.



Mensch unter dem Einflusse irgend eines religiösen Bekenntnisses zu uns spricht. „Bei den Lateinern aber,“ bemerkt treffend der französische Akademiker Brunetière, „finden wir eine rein aus der menschlichen Natur fliessende Moral, eine Laienmoral im buchstäblichen Sinne des Wortes. Bossuet und Voltaire sind leicht im Stande die Leser ihrer Schriften schwärmerisch zu stimmen. Weder Cicero noch Livius vermögen dies. Wer könnte aus den Schriften des Horaz eine Lehre der Intoleranz ziehen, wem der leichte Aberglauben Vergils irgend welches Misstrauen einflössen? Wollte man aber bei den Koryphäen der modernen Literaturen alle jene Werke ausscheiden, die einen ausgesprochenen konfessionellen Charakter haben, so müßte man gar vieles zum Opfer bringen, sogar die Dichter würden eine starke Einbusse erleiden, indem Dante, Tasso, Lope und Chaldeiron ebenso ausgesprochen katholisch, als Milton protestantisch ist. Die Vorschriften aber, die uns die Lateiner geben, ihre Moralgrundsätze sind, ob ihrer Freiheit und Unabhängigkeit von jedem Dogma für alle annehmbar, sowohl für die jüdische Schule, als das protestantische Gymnasium und das katholische Collège. Diese Moral beunruhigt ebensowenig die Gewissen in Moskau als in Madrid. Gerade deshalb bildet sie einen so geeigneten Stoff für die Erziehung der Jugend.“<sup>15)</sup>

In den klassischen Werken dieser typischen Vertreter einer rein natürlichen Moral sieht nun der Studierende bald hier bald dort ein Lichtlein aufblitzen, eine Flamme hervorbrechen, von der er ursprünglich meinte, Christus habe sie vom Himmel auf die Erde gebracht, und doch hatte Gott den Funken bereits bei der Erschaffung als notwendige Beigabe dem Menschen ins Herz gelegt. Dessen wird der junge Mann sich erst jetzt so recht voll und ganz bewusst. Durch das Dunkel des Heidentums bricht siegreich der Beweis für die anima naturaliter christiana. Die Kluft, die er früher zwischen Heidentum und Christentum wühlte, wird überbrückt, die von ihm bis dahin scharf gefassten örtlichen und zeitlichen Scheidelinien werden verwischt, nicht mehr die Menschen in den verschiedenen Zeitaltern, sondern der Mensch an sich, rückt in den Mittelpunkt seines Interesses, und dieser Mensch, — des erkennt er nun klar, — ist überall und jederzeit derselbe gewesen, am Ganges und am Nil, am Fusse der Akropolis und des Kapitols, an den Gestaden des Rheines und der Donau; die gleichen grossen Probleme hat er in seinem Geiste gewälzt, mag er nun unter Pyramiden in Mumienärgen schlafen, oder in römischen Kolumbarien seines Lebens kümmerliche Reste in kleiner Aschenurne geborgen sehen, oder endlich in eines Friedhofs geweihter Erde den Tag der Auferstehung erwarten.

15) La question du Latin in: Histoire et Littérature III. S. 338 f



Mit dieser Erkenntnis der *anima naturaliter christiana* verbindet sich aber zugleich auch die Einsicht in die Tatsache, dass der Mensch der alten Welt in seinem Drange nach Wahrheit und Licht den grossen Problemen des Lebens nicht gewachsen war, dass der Genius des Altertums alle seine Kräfte aufgebraucht und erschöpft hatte und einem sichern Auflösungsprozesse entgegenging, wenn ihm nicht der Odem eines neuen Lebens eingehaucht worden wäre.

Dieses Regenerationsbedürfnis im absterbenden antiken Riesen aber lässt die ganze grosse Bedeutung des Christentums erkennen, das der welterneuende Faktor wurde, der unter sorgfältiger Schonung und voller Respektierung der Natur des Menschen, diesen aus den Niederungen der Verzweiflung heraus auf die Höhen eines neuen hoffnungsvollen Lebens hob. Durch den Vergleich dieser zwei grossen Abschnitte der Weltgeschichte gelangt der Studierende notwendig zur Einsicht, dass durch die christlichen Lehrsätze die heidnische Welt- und Lebensanschauung, wie sie in der klassischen Literatur ihren Ausdruck fand, verbessert, ergänzt und vervollkommenet wurde und dass somit das antike Humanitätsideal einer notwendigen Ergänzung durch das christliche Erlösungs- und Vollendungsideal bedurfte. Treffend bemerkt hiezu Walter: „Allerdings bleibt der griechisch-römischen Antike der Ruhm, das Beste und Höchste erreicht zu haben, was der natürliche Geist erreichen kann, ohne dass er den Strahl der christlichen Wahrheit aufgenommen, ehe noch jenes Menschheitsideal erschienen war, nach dem sie sich gesehnt, in quo erit perfecta sapientia, quem adhuc nos quidem vidimus neminem. Cic. Tusc. II. 22. Diese herrlichen Wahrheiten der Vernunfterkennung, diese kostbaren Grundsätze rein menschlicher Lebensweisheit, diese erhabenen Ideen der Tugend und Heldenkraft bei ihren Dichtern, Rednern, Geschichtsschreibern, Philosophen in der vollendeten Form der klassischen Sprachen sind wie ein glänzender Prachtbau ihrer Kunst, welcher von den wunderbaren Anlagen der Völker, die ihn unternommen, beredtes Zeugnis gibt. Aber während die Völker bauten, ist ein finsterer Geist unter die Arbeiter gegangen (Hettinger, Timotheus S. 85), hat ihren Sinn betört, ihr Auge geblendet, ihre Hand gelähmt. Dem Schönsten hat sie Hässliches, dem Heiligen Dämonisches, der erhabenen Tugend gemeine Sinnlichkeit, dem edelsten Streben niedrige Gesinnung zugesellt. .... Nun denn, dem Wahne muss die Wahrheit, dem Irrtum die Wirklichkeit, dem Hässlichen das Schöne, dem Dämonischen das Heilige, der Sinnlichkeit die Tugend gegenübergestellt werden! Das tut aber der Unterricht in der christlichen Religion; er muss das Licht bieten, in dessen Scheine einerseits die düstern, unheimlichen Schatten heidnischen Wahnes wei-



chen, anderseits aber die natürlichen Wahrheiten im hellen entzückenden Glanze leuchten. Und hierin liegt wohl auch ein berechtigender Grund dafür, dass der Religionsunterricht als Pflichtfach in die Gymnasialdisziplinen eingegliedert ist.“<sup>16)</sup>

Mit dieser Forderung der Eingliederung der Religion in die Reihe der übrigen Lehrfächer treten wir in offenen Gegensatz zu Ostwald, für den ethisch-religiöse Ideale, transzendente Ziele, die über sein energetisches Steckenpferd hinausgehen, undenkbar sind. Die Religionslehre möchte er am liebsten aus allen Schulen verbannt wissen. „Die grösste Belastung der Elementarschule bei ihrer rationalen Entwicklung,“ sagte er in seiner Rede „Wider das Schulelend“, „ist gegenwärtig, und dies muss rückhaltslos ausgesprochen werden, der Religionsunterricht. Dieser sitzt bei seiner gegenwärtigen Gestaltung wie ein Fremdkörper zwischen den andern Gegenständen, bringt den Lehrer in Konflikt des Verstandes und des Gewissens und stört durch seine ganz abweichende Beschaffenheit die regelmässige Entwicklung des kindlichen Geistes..... Ich muss behaupten, dass die vielbeklagte innere Entfremdung des deutschen Volkes gegenüber der christlichen Religion zu einem sehr erheblichen Teile daher rührt, dass von der Schule her das Gefühl einer dumpfen, unverständlichen Belastung sich untrennbar mit dem Begriff der Religion verbunden hat.“<sup>17)</sup> Einen Vortrag über „Ultramontanismus und Kultur“, den Ostwald auf Einladung des Grafen Hoensbroech im „Antiuultramontanen Reichsverbande“ gehalten, und der von haarsträubenden Argumenten strotzt, schliesst er mit folgenden Ausfällen auf Kirche und Religion: „Das wichtigste aller Probleme ist die Befreiung der Schule vom kirchlichen Einfluss, denn dieser arbeitet den wissenschaftlichen Zielen der Schule notwendig entgegen. Die Erfahrung in andern Ländern hat bewiesen, dass sogar das eigentlich religiöse Leben durch solche Trennung eher gestärkt als gehemmt wird, anderseits lehrt uns die Geschichte, dass die Kultur um so niedriger bleibt, je stärker der kirchliche Einfluss sich beim Unterricht geltend macht. Dass eine konfessionelle Universität nur Minderwertiges leistet, ist heute allgemein anerkannt. Aus der Mittelschule verschwindet der Religionsunterricht zunehmend, es bleibt also hauptsächlich die Befreiung der Volksschule von diesem Fremdkörper als wichtigste politische Aufgabe unserer Zeit übrig.“<sup>18)</sup>

Es lohnt sich nicht der Mühe, diesen schon oft widerlegten Phrasen eingehendere Beachtung zu schenken. Der Vorwurf der

16) A. a. O. S. 4 f.

17) A. a. O. S. 30 f.

18) A. a. O. S. 15.



Minderwertigkeit trifft entschieden die Ostwaldsche Beweisführung. Wer die Jugend von heute kennt, ist sich klar, wie dringend sie gerade der ethisch-religiösen Bildung und Erziehung bedarf, wenn sie vor dem sittlichen Bankerott bewahrt werden soll. Männer an leitender Stelle haben denn auch vielerorts dafür gesorgt, dass dem Religionsunterricht in der Schule eine besondere Aufmerksamkeit zuteil werde. Der österreichische Ministererlass vom 24. März 1865 erklärt: „Der katholische Religionsunterricht an den Gymnasien hat vermöge des bestehenden Lehrplanes die Aufgabe, die Schüler mit den Grundwahrheiten der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, mit der Erklärung der gottesdienstlichen Handlungen und mit der Geschichte der Offenbarung und der christlichen Kirche bekannt zu machen; er ist aber überdies der wichtigste Hebel für die gesamte religiöse und sittliche Erziehung der Jugend. Durch ihn muss die Wahrheit christlicher Ueberzeugung hervorgerufen und in dem empfänglichen Gemüte des Jünglings die sittliche Grundlage befestigt werden, damit er als Mann in den Stürmen des Lebens nicht verloren gehe.“

Wer nun in engherziger Weise die Jugend aus dem Bannkreise jener einzigartigen Persönlichkeit herauszureissen gedenkt, die der beseligende Traum des Griechentums gewesen und die durch ihre Gotteskraft eine herz- und weltumgestaltende Kraft bewiesen, mit andern Worten, wer den Religionsunterricht aus der Schule verbannt wissen will, den beschuldigen wir der Einseitigkeit und Unwissenschaftlichkeit, weil er ohne Grund ein wichtiges Glied in der moralischen Entwicklung des Menschen überspringt und weil er der ihm zur Bildung anvertrauten Jugend nur den alten knorrigsten Menschheitsstamm zeigt, ohne das darauf gepfropfte Edelreis, durch welches doch erst der alte Baum zum vollen Leben erstarkte und die herrlichsten Früchte zeitigte. Treffend sagt Walter: „Eine Schule der Humanität ist das Gymnasium. Seitdem aber Christus, in welchem die Sehnsucht des griechischen Philosophen Platon nach dem *τύπος καὶ ἀρχή τῆς δικαιοσύνης* sich erfüllt hat, in der Welt erschienen ist, ist es das Christentum, welches zur wahren und echten Menschenwürde, zur Humanität führt und erzieht.“<sup>19)</sup> Will demnach eine höhere Schule, wie das Gymnasium, seine Aufgabe voll und ganz von einem universellen, wahrhaft wissenschaftlichen Standpunkte aus erfüllen, so muss es griechisch-römisch-christliche Bildung vermitteln.

Damit könnten wir die Betrachtung dieses Punktes schliessen. Allein der plumpe Einwurf Ostwalds, der Religionsunterricht sitze

---

19) A. a. O. S. 18.



zwischen den übrigen Gegenständen wie ein Fremdkörper, veranlasst uns diese Frage noch weiter zu verfolgen und die Gegenbehauptung aufzustellen: Der Religionsunterricht ist die Krone der Bildung und hat deshalb eine Zentralstellung im Lehrplane des Gymnasiums einzunehmen.

Diese Zentralstellung braucht sich nicht durch eine vermehrte Stundenzahl des Religionsunterrichtes geltend zu machen, sondern soll sich vielmehr in der die christliche Weltanschauung unterstützenden Kraft der übrigen Fächer zeigen. Das hohe Ziel des Gymnasiums, den Menschen zu einer ethisch-religiösen Persönlichkeit zu erziehen, kann fast unmöglich erreicht werden durch die zwei Lehrstunden, welche dem Religionsunterrichte angewiesen sind. Der Lehrer eines jeden Faches muss deshalb sein Scherflein beitragen zur Bildung der Sitten seiner Schüler, sonst verkennt er den Charakter der wahren Bildungsarbeit. Wie schön sagt Hettinger: „Was wäre alle Humanität ohne Religion, die auf Gott hinweist, zu dem alle Erziehung und Bildung hinstrebt, die den Geist des Jünglings mit höherem Lichte erleuchtet, sein Gemüt erhebt und erwärmt, seinem Willen Ziel, Halt, Impuls gibt und so wahrhaft männliche, ernste, starke Charaktere bildet? Was ist alle Humanität ohne Gott, unseren Ursprung und unser Ziel, ohne Christus, unser Vorbild? Humanität ohne Divinität wird notwendig früher oder später Bestialität. Man mag darum dem Lehrer der Religion statt zwei Stunden für jede Klasse auch vier bis sechs geben, damit ist die Hauptsache noch lange nicht getan, wenn nicht ein religiöser Hauch den gesamten Unterricht durchdringt. Die Stunden mögen wir zählen und messen, den Geist einer Anstalt dagegen fassen wir nicht in ein greifbares Mass, das ist sozusagen eine inponderable Grösse, aber aus ihren Wirkungen nehmen wir sie wahr.“<sup>20)</sup>

So muss denn ein geistiger Lufthauch reinigend und belebend durch die Atmosphäre der Schulstube gehen, der Schüler soll erkennen, dass die christliche Welt- und Lebensanschauung den ganzen Lehrplan beherrscht und gleich einer Sonne über der Studienanstalt schwebt. Das geschieht aber nur dadurch, dass der Lehrer eines jeden Faches sich nicht scheut, bei gegebener Gelegenheit an die christliche, die katholische Weltanschauung anzuknüpfen und zu zeigen, wie auch seine Disziplin in ihrer Art im Zusammenhange steht mit dem Brennpunkt aller Wissenschaft, der da ist Gott.

„Wie reich,“ sagt Zange, „sind unsere deutschen Dichter und Schriftsteller an christlichen Ideen! Und werden diese ehrlich und

---

20) Thimoteus, 2. Aufl. S. 121.



mit Fleiss herausgehoben und ihre dichterische und literarische Grösse dazu, so leidet ihr Ansehen durch einen vorsichtigen Hinweis auf Abweichungen von der christlichen Heilslehre nicht die geringste Einbusse. Diese Vergleichenungen aber lediglich dem Religionsunterrichte zuzuweisen, das erscheint aus verschiedenen Gründen bedenklich.“<sup>21)</sup> „Wenn auch für den Katholiken Religion nicht blosse Gemütssache ist,“ bemerkt Grimmich, „so kann doch nicht geleugnet werden, dass die Wärme und Innigkeit religiösen Fühlens jene herrlichen Blüten christlichen Gesinnungs- und Tugendlebens, christlicher segensreicher Arbeit für das Wohl der Einzelnen und der Gesellschaft entfaltet haben, welche die Braut Christi in ihrer irdischen Erscheinung zieren. Das religiöse Gemütsleben aber findet in den Werken der Dichtkunst Anregung und Ausdruck.“<sup>22)</sup> Und Willmann meint: „Wer belehren und einwirken will, muss an das anknüpfen, was ihm entgegengebracht wird; in unserer schönen Literatur finden sich alle Gebildeten zusammen und von da an führt man sie am besten die Strasse, die man eben betreten will.“<sup>23)</sup> Die ideale Seite des Deutschunterrichtes für Charakterbildung hebt besonders schön auch Geger hervor: „Der Lehrer des Deutschen in Prima wird sich nicht darauf beschränken dürfen, den sittlichen Gedankeninhalt der einzelnen Dichtungen, etwa der Goetheschen Iphigenie oder des Macbeth, festzustellen und zu umschreiben, sondern er hat die Aufgabe, den innigen Zusammenhang zwischen moderner und antiker Ethik, ja noch mehr zwischen weltlicher und christlicher Weisheit, wenn auch nur in aller Kürze und in grossen Umrissen, aufzuweisen, und durch diese Synthese den Grund zu einer festen Weltanschauung in den jugendlichen Gemütern zu legen.“<sup>24)</sup>

Die Geschichte galt von jeher als die Lehrmeisterin der Völker und ist deshalb wie kaum eine Disziplin zur Weckung des Ethos in der Jünglingsseele geeignet. Spielen auch Genie und Wille darin eine grosse Rolle, so führen doch all die grossen, politischen, sozialen und wissenschaftlichen Strömungen über das Irdische hinaus und sind in letzter Linie Verwirklichungen göttlicher Ideen. „Es ist eine äusserliche Auffassung geschichtlicher Vorgänge, wenn man glaubt, das Schwert, der Zufall, genealogische Beziehungen, oder wirtschaftliche Verhältnisse begründeten den geschichtlichen Prozess. Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Erinnerungen an die Taten der Väter, religiöse und politische Ideale, Einrichtungen, die unter allen Umständen der Niederschlag geistiger Vorgänge sind, bestimmen in erster

21) Evangelischer Religionsunterricht. S. 22. Zitiert bei Grimmich S. 38.

22) A. a. O. S. 38.

23) Pädagogische Vorträge X.

24) Monatsschrift für höhere Schulen. I, S. 15. Zitiert bei Grimmich S. 38.



Linie die Entwicklung eines Volkes. Diese geistigen Mächte pflegt Ranke als Ideen zu bezeichnen, die über den menschlichen Geschicken walten.“<sup>25)</sup> Und Grimmich fügt diesen Worten bei: „Die zeitlich bedingte Realisierung ewiger Ideen in der Geschichte einzelner Völker und der gesamten Menschheit, die weittragende Wirksamkeit religiöser, ethischer, sozialer, politischer und wissenschaftlicher Zeitströmungen für die Entwicklung des kulturellen Lebens eines Volkes, eines Staatswesens, die geschichtliche Bedeutung grosser Männer in ihrem Wirken für die Erhaltung und Förderung der idealen Güter ihres eigenen Volkes und anderer, soll der Schüler desto klarer erfassen, je näher für ihn die Zeit des akademischen Studiums heranrückt, an den Grosstaten historischer Persönlichkeiten soll er sich für die Wahrheit, sittliche Vollendung und gewissenhafte Arbeit begeistern lernen und zur selbsterarbeiteten Bildung einer idealen Lebensanschauung angeleitet werden. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht: die Berechtigung dieses Schillerschen Diktums soll dem Mittelschüler an der Hand des Geschichtsstudiums zum Bewusstsein kommen.“<sup>26)</sup> Auf die ganz einzigartige hohe Bedeutung der Kirchengeschichte weist Willmann hin: „Auf ihrem ganzen Gebiete hat die Geschichtswissenschaft kein grösseres Objekt als die christliche Kirche.... Die ältesten Staaten sind mit ihr verglichen von gestern, Krisen, die allen historischen Bestand in Frage stellen, konnten ihre Aussenbauten wegschwemmen, nicht aber das Kernwerk erschüttern; sie ist alt, aber nicht gealtert, vielmehr von immer und allenthalben sich erneuerndem Leben erfüllt; sie wirkt in die ganze Breite des Lebens, ihre lehrende Tätigkeit erhebt sich zur Wissenschaft, ihr Kultus verzweigt sich in die Kunstübung. Ihr ganzes geschichtliches Leben trägt sie gesammelt und verdichtet in sich; es gibt nur wenige christliche Altertümer, die nicht in Kultus und Sitte christlicher Gemeinschaften noch irgendwie fortlebten, und es gibt keine Periode und keine christliche Nation, die nicht einen Beitrag geliefert hätte zum Gottesdienst und zur kirchlichen Kunst; es sind Stimmen der Völker, und kann man hinzusetzen, der Zeiten, welche sich in der Liturgie zusammen gefunden haben, den Einklang der Andacht von Nationen und Generationen darstellend. In der Darlegung dieser Erscheinungen und Verhältnisse, bestimmter in der Aufweisung der Struktur und Funktionen des Leibes der Kirche liegt der Bildungsgehalt der Kirchengeschichte.“<sup>27)</sup>

Aus dem Studium der Naturwissenschaften soll für den Studenten auch die Erkenntnis fliessen, dass die ganze ihn umgebende

25) Lambeck, Monatschrift für höhere Schulen I, S. 94. Vgl. Grimmich S. 41.

26) A. a. O. S. 41 f.

27) A. a. O. S. 388 f.



Natur in ihrer Art ein Tedeum auf den Schöpfer ist. Die staunenswerte Ordnung und Gesetzmässigkeit im Mineral-, Pflanzen- und Tierreich, sowie die wunderbare Abstufung vom Unvollkommensten bis zum Vollkommensten im Reiche der unorganischen und der organischen Natur weisen mit Notwendigkeit auf die Macht, Güte, Weisheit und Grösse einer über der Natur stehenden Intelligenz, eines überweltlichen Ordners und Lenkers hin. „Wie leicht sieht es der Schüler ein,“ sagt Walter, „dass die Millionen Einzeldinge, die zusammen die Welt bilden, einen Ursprung haben, eine letzte Ursache haben müssen, so sicher es nicht eine Wirkung ohne Ursache gibt. Der Ursprung aller Dinge, die letzte Ursache muss ein Wesen sein, das nicht mehr die Wirkung einer Ursache, sondern die Ursachen aller Wirkungen ist. Mit einer unendlichen Reihe von Ursachen und Wirkungen, die keinen letzten Abschluss haben, mit einer Kette von unendlich vielen Ringen, die nicht einen letzten Ring als Ausgangspunkt haben, findet sich das vernünftig schliessende, logische Denkvermögen nicht zurecht.“<sup>28)</sup>

Auch die Weltanschauung der grossen Physiker und Chemiker klingt zum grössten Teil aus in ein: Credo in unum Deum. Knellers schönes Buch: „Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft“<sup>29)</sup> liefert den schlagenden Beweis, dass, ganz abgesehen von den frühern grossen Männern wie Kopernikus, Galilei, Kepler, Newton, Leibniz, Euler, Boyle, Mariotte, Haller Linné usw. eine ganze Phalanx von Gelehrten auf den verschiedensten naturwissenschaftlichen Gebieten auch im 19. Jahrhundert gläubige Christen waren. In seinem Rückblick bemerkt Kneller: „Uebrigens hat noch niemand bewiesen, dass unter den Naturforschern erster Grösse die Mehrzahl dem Unglauben ergeben gewesen sei, und unseres Erachtens hat es zu einem Nachweis dieser Art noch gute Wege. Ganz im Gegenteil darf man behaupten, dass die grösseren Geister im allgemeinen der Religion freundlicher und ehrfurchtsvoller gegenüberstehen als die kleineren, und dass sie ihr umso günstiger gesinnt werden, je länger sie über die Grundfragen des Lebens und Daseins nachdenken. Es ist bezeichnend, dass gerade solche Männer, wie Ampère, Volta, Cauchy, Maxwell, die eifrig und ausdauernd philosophisch-religiösem Denken sich hingaben, durch ihre Studien im Christentum nur befestigt wurden.“<sup>30)</sup> Der Lehrer dieser Fächer kann unmöglich stumm an diesen Kronzeugen religiöser Wahrheit vorbeigehen. Gerade die Namen grosser Männer, die aus ihrer religiösen,

28) A. a. O. S. 84.

29) Herder, 2. Auflage, 1904.

30) A. a. O. S. 391.



gottesgläubigen Gesinnung keinen Hehl gemacht haben, müssen auf einen jungen, ideal angelegten Menschen tiefen Eindruck machen. Wie wohltuend berührte z. B. in jüngster Zeit das offene Glaubensbekenntnis des grossen Chirurgen Dr. Kocher in Bern. Anlässlich einer Zusammenstellung seiner Person mit dem grossen Forscher Albrecht von Haller sprach er die schönen Worte: „Was mir noch viel mehr vor allem erlaubt, diesen Tag (das 40jährige Professorenjubiläum) ohne Gewissensbisse zu feiern und feiern zu lassen, ist dies, dass ich in völliger Uebereinstimmung mit diesem grössten und unabhängigsten Forscher aller Zeiten (Haller) in der glücklichen Lage bin, an einem Tage wie dem heutigen vor allem meinen Dank gegen Gott laut werden zu lassen; dass er mir während vierzigjähriger angestrenzter Tätigkeit durch tausend Nöten und Schwierigkeiten, wie sie einem Mediziner und zumal einem Chirurgen aus der Sorge um das Wohl leidender Mitmenschen erwachsen, hindurch geholfen hat.“<sup>31)</sup>

Selbst dem mathematischen Unterrichte kann eine ethische Seite abgewonnen werden. „Die Mathematik,“ sagt Raumer, „ist die Wurzel und Blüte der Gesetzlehre, der Natur und ebenso der Künste; sie offenbart das Gesetz der Krystalle, der chemischen Mischung, der Zahl von Blüten, Blättern und Staubfäden, der Gestalt, Grösse und Bewegung der Gestirne; sie ist der Geist der Festigkeit mächtiger Münster, der Geist der Harmonie in der Musik, sie gibt dem Maler Mass und Ordnung, sie lebt im Hexameter Homers und in den Chormassen der Tragiker.“<sup>32)</sup>

Die Krone der humanistischen Bildung, besonders der ethischen Seite derselben bildet aber das Studium der Philosophie, wie es an unseren katholischen Lyzeen in der Schweiz besteht. Wir teilen hier voll und ganz Herbarts Anschauung, der die Philosophie „die eigentliche Vollerderin der Erziehung“ nennt und bemerkt: „Kein Gymnasium macht seine Schüler fertig, sondern dies geschieht durch die sogenannte philosophische Fakultät, falls der Studierende sie gehörig benutzt.“<sup>33)</sup> Dem Einwand, dass die Philosophie die Fassungskraft der Schüler überschreite, hat bereits Paulsen die Spitze gebrochen, wenn er sagt: „Mit welchem Recht erwartet man, dass derselbe junge Mann ein Jahr darauf ohne die stets bereite Hilfe des Lehrers über dieselben Dinge sich in den Universitätsvorlesungen unterrichte? Oder woher nimmt man den Mut, demselben Primaner, den man für eine schulmässige Behandlung der Psychologie und Ethik noch nicht für reif

31) Vgl. Neue Züricher Nachrichten No. 170, 24. Juni 1912.

32) Geschichte der Pädagogik, 3. Aufl. III, S. 341.

33) Pädagogische Schriften, herausg. v. Willmann I, S. 125 und 110.



hält, moralische oder psychologische Fragen als Aufsatzthemata zu geben?“<sup>34)</sup>

Aus wissenschaftlichen und sittlichen Gründen müssen wir an diesem Kleinod der alten Gelehrtschulen festhalten. Manchem Hypermodernen mag dieses Studium der Philosophie als ein „Petrefakt“ als eine Art „vorsintflutlichen Knochens“ vorkommen; was tuts? Ernstere, tiefer blickende Männer, die ob den Schäden unserer Zeit und den Verwüstungen auf intellektuellem und ethischem Gebiete sehr bedenklich werden, schauen mit einem berechtigten Neid, mit einer gewissen Sehnsucht zu uns herüber. Bereits vor einem Menschenalter hat ein süddeutscher Schulmann, Elsberger, die Klage erhoben, dass so viele Schüler das Gymnasium „mit jener traurigen Skepsis des Ungebildeten verlassen, die jeder edleren Ansicht mit Argwohn entgegenkommt“ und bemerkt: „Dieser Richtung eines grossen Teils unserer Jugend kann nur durch einen Unterricht gesteuert werden, der jener denkscheuen Zweifelsucht aggressiv entgegentritt und die Schüler zu einer tieferen Ansicht der Sache nötigt. Wäre das philosophische Studium noch im Besitze jenes Ansehens, das es vor 30 bis 40 Jahren besass, so könnte die Schule diese Aufgabe der Universität überlassen, allein durch das Hervortreten der sogen. exakten Wissenschaften sind die spekulativen in den Hintergrund gedrängt worden, und gerade jene Jünglinge, die von dem Gymnasium mit der beschriebenen Gesinnung scheiden, fühlen sich am wenigsten eines philosophischen Unterrichtes bedürftig, und so bringen sie jene Ideenarmut, die am Ende in wirkliche Gemeinheit der Denkart ausartet, in das Leben und in ihren Beruf mit.“<sup>35)</sup> Glücklicherweise haben wir eine Schule der Selbsthilfe. Das Philosophiestudium muss eine feste Burg werden, an deren Mauern die Fluten des modernen Unglaubens für den Jüngling wirkungslos abprallen. Hüten wir es wie unsern Augapfel!

So gleichen denn die verschiedenen, am Gymnasium gelehrtens Disziplinen keineswegs parallel laufenden Linien, die sich niemals treffen. Sie müssen vielmehr eine gewisse Konvergenz nach einem Punkte aufweisen, der hier die Religion, die christliche Welt- und Lebensanschauung ist. „Dass alle Wissenschaft, alle Tatsachen der Natur und Geschichte, alle Darstellung der Kunst und Kultur ein Grösses Gott an uns sein wollen, muss der Schüler verstehen lernen; er muss merken, dass die Religion nicht ein Fach neben anderen ist, sondern eine eigentümliche Anschauung, alles, was geschieht und lebt,

34) Geschichte des gelehrten Unterrichts II 2, 669.

35) Blätter für bayrisches Gymnasialwesen, angeführt bei Willmann: Hörsaal und Schulstube. S. 299 f.



sub specie aeternitatis zu betrachten, zu allem, was menschlich schön und gross ist, ein Wort von Ewigkeitsgehalt zu haben.“<sup>36)</sup>

Wie kann man nach all dem behaupten, der Religionsunterricht sitze wie ein Fremdkörper unter den anderen Gegenständen? Ist er nicht vielmehr ein alles erwärmender und belebender Lichtkörper, eine Art Brennpunkt, in dem die Strahlen der erziehenden Wirksamkeit zusammentreffen? In richtiger Erkenntnis dieser Tatsache ist denn auch der Kampf um den Religionsunterricht in unseren Tagen auf pädagogischem Gebiete eines der hervorragendsten Merkmale des gewaltigen Ringens der Weltanschauungen geworden. Mit welcher Entschiedenheit und männlicher Entschlossenheit sind im verflossenen Jahre im Abgeordnetenhaus des preussischen Landtages die Vertreter des Zentrums und der konservativen Partei für die Einführung des obligatorischen Religionsunterrichtes in den Fortbildungsschulen eingetreten! Wir heben aus dem schneidigen Wortturnier nur einen Abschnitt aus der Rede des Zentrumsabgeordneten Schmedding hervor: „In den Motiven ist gesagt, dass die Fortbildungsschule eine Erziehungs- und Bildungsstätte sein soll. In der Tat bedarf der junge Mensch, der die Volksschule verlassen hat, unter den heutigen Verhältnissen der weiteren Erziehung, denn nach dem Austritt aus der Schule beginnen für die Jugend die gefährlichsten Jahre. Es macht sich geltend die Sucht nach Freiheit, nach Genuss und Vergnügen, und das Leben mit seinen Verführungen tritt an die Jugend heran. Wer da nicht charakterfest ist, unterliegt der Versuchung. Daher muss die Jugend gelenkt und geleitet werden, damit sie auf dem rechten Wege bleibe. Es gilt ihren Charakter zu stählen, das Gottvertrauen zu befestigen, damit sie nicht verzage, wenn Schicksalsschläge, die niemanden erspart bleiben, an sie herantreten. Sie muss darauf hingewiesen werden, dass nicht in eitlen Tand und in gieriger Genussucht, sondern in treuer Pflichterfüllung gegen Gott, die Familie und den Staat das Glück des Lebens besteht. Mit meinen politischen Freunden bin ich der Ansicht, dass bei der Befolgung dieses Zieles der Religionsunterricht unentbehrlich ist. Soll die Jugend den Kampf gegen die Leidenschaft und Verführung bestehen, dann muss sie vor allem mit der Waffe der Religion ausgerüstet sein. Immer auf Gott die Jugend hinzuweisen ist erstes Erfordernis einer guten Erziehung. Dieses aber kann nicht durch eine gelegentliche religiöse Bemerkung im profanen Unterrichte erreicht werden, sondern nur durch planmässigen Religionsunterricht. Ist nun die Religion die beste Waffe, die wir der gefährdeten Jugend mit auf den Weg geben

---

36) Richert: Der Religionsunterricht erwachsener Schüler. S. 467. Zitiert bei Grimmich S. 236



können, dann muss ihr die Religion auch vermittelt werden durch den Religionsunterricht. Der Religionsunterricht ist der wichtigste Erziehungsfaktor. Der Schüler lernt die höchsten Ideale kennen, die ihn immer herausheben aus den niederen Leidenschaften. Unter ständigem Hinweis auf die christlichen Tugendhelden muss die Jugend für christliche Religion begeistert und im christlichen Glauben befestigt werden..... Ich muss deshalb auch die Aufnahme des Religionsunterrichtes unter die Pflichtaufgaben der Fortbildungsschule fordern.“<sup>37)</sup>

Eine Fortbildungsschule im eminentesten Sinne des Wortes aber ist das humanistische Gymnasium; aus dem gleichen Grunde wie Schmedding müssen wir daher gegenüber den Angriffen Ostwalds den Religionsunterricht als Pflichtaufgabe dieser edelsten Fortbildungsschule fordern.

Dass es ohne Religion nun einmal doch nicht geht, scheint selbst Ostwald herauszufühlen, seitdem er Präsident des Monistenbundes geworden ist. Wir haben bereits im ersten Teil unserer Abhandlung<sup>38)</sup> kurz darauf hingewiesen, wie er in seiner neuen Wochenschrift monistische Sonntagspredigten ankündigt und seiner Weltanschauung einen religiösen Anstrich zu geben versucht. Aber wie sollen wir in religiöser Hinsicht einen Mann einschätzen, der sich auf dem Hamburger Monistenkongress das Taschenspielerkunststück leistete, die Eigenschaften Gottes, die im dogmatischen Katechismusunterricht gelehrt werden (Gott ist allmächtig, allwissend, allweise, allgütig u. s. w.) diesem ab- und der Wissenschaft zuzusprechen?<sup>39)</sup>

Gegen eine solche monistische Arroganz erhob sogar der Protestantenverein in seinem hochliberalen Organ energischen Widerspruch und unterzog die letztjährige Hamburgertagung des Monistenbundes einer vernichtenden Kritik, in der es unter anderm heisst: „Die geradezu armseligen Beiträge, die die beiden Führer des Monistenbundes, Häckel und Ostwald, geboten haben, zeugen davon, dass seit der Aufklärung des 17. und 18. Jahrhunderts wohl die Quantität, aber nicht die Qualität naturwissenschaftlicher Erkenntnis in diesen Köpfen zugenommen hat. Es ist ein schmerzliches Zeugnis für den Einfluss, den Religion und Kirche auf diese Generation ausgeübt haben, dass sie mit so oberflächlichen Gründen gegen die Religion ankämpfen und dabei solchen Erfolg haben konnten.“<sup>40)</sup>

Inzwischen ist nun auch die erste Reihe der „monistischen Sonntagspredigten“<sup>41)</sup> herausgekommen. Es finden sich darin scheinbar

37) Kölnische Volkszeitung No. 272. 30. März 1911

38) Vgl. S. 23.

39) Vgl. Kölnische Volkszeitung No. 856, 7. Oktober 1911.

40) Ebd.

41) Leipzig, Akademische Verlagshandlung 1911.



recht fromme Predigtthemen, so z. B. „Liebet Euch untereinander“ (S. 105), vom Tode (161 und 177), Unsterblichkeit (185), die Entwicklung Gottes (193), das Gebet (201). Doch es sind Worte ohne Gehalt, bunte Schalen mit vertrockneten Kernen; keine Spur von Religion steckt darin, alles wird wiederum auf den Energiebegriff zurückgeführt. So heisst es gegen Schluss der Predigt über das „Gebet“: „Es bleibt uns nur übrig, bewusst die Wirkungen anzustreben, die wir durch unsere Analyse der Gebetswirkung erkannt haben, d. h. mit andern Worten bewusst unserm Geist, sei es zu bestimmten Zeiten, sei es, was ich durchaus für empfehlenswerter und besser halte, unaufhörlich und immer mit Nachdruck auf schöne, erfreuliche, glückbringende Vorstellungen zu konzentrieren und die gegenteiligen als energiezerstörend soweit wie möglich fernzuhalten.“ Auf den Inhalt dieser Monistenweisheit weiter einzugehen, hiesse nutzlos seine Zeit verlieren. „Mit Ostwald und Konsorten,“ bemerkt ein Einsender in der „Köln. Volkszeitung“, „sind für einen religiös veranlagten, oder auch nur tief denkenden Menschen alle Brücken abgebrochen. Jeder Versuch einer Verständigung ist da zum vorneherein ausgeschlossen: es sind verschiedene Sprachen, die da gesprochen werden. Mit Ostwald als Religionsphilosophen — sit venia verbo — sind wir ein- für allemal fertig: lassen wir die religiös Toten ihre Toten begraben.“<sup>42)</sup>

In allerjüngster Zeit will nun Ostwald auch Monistenheim'e nach Art von Kirchen errichten, auch Kirchensteuern eingeführt wissen, aber nicht zwangsweise, sondern auf dem Wege der Selbstbesteuerung. Damit hat, wie die „Köln. Volkszeitung“ spöttisch bemerkt, der Monismus auch seine „Kirchen“ und seinen „Klerus“.<sup>43)</sup> Diese Nachäffung kirchlicher Einrichtungen erinnert ganz an das Vorgehen eines alten römischen Kaisers, Julians des Apostaten, der das Heidentum mit einem gewissen christlichen Gepränge umgab und den heidnischen Kultus nach christlichem Muster organisierte. Ueber die innere Hohlheit seines religiösen Energismus aber wird Ostwald keinen wirklich tiefer Denkenden hinwegtäuschen können. Mag er Bände monistischer Sonntagspredigten schreiben, mag er von seiner monistischen Kanzel aus noch so sehr gegen den Ultramontanismus hetzen und in pompöser Weise das erste monistische Jahrhundert gegen die Kirche in die Schranken rufen, am Ende wird er doch mit Julian gestehen müssen: „Galiläer, du hast gesiegt!“

---

42) No. 329, 16. April 1911.

43) No. 53, 19. Januar 1912.



## II.

# Das humanistische Gymnasium und das Kulturerbe der Antike.

Vermittlung harmonischer Menschenbildung durch das humanistische Gymnasium, wie wir sie im vorausgehenden Abschnitte zu zeichnen versuchten, wird eine Forderung des Tages bleiben, so lange ein gesunder Sinn die Gesellschaft beherrscht. Eine Schule wahrer Humanität kann nie zum Anachronismus werden.

Daneben können sich nun freilich auch andere neue Tagesforderungen geltend machen, die weniger in der Natur des Menschen, als in dem Zeitcharakter und der geistigen Entwicklungsstufe eines Volkes ihren Grund haben. Auch sie müssen in vollem Umfange Berücksichtigung finden. Eine solche Forderung des Tages besteht nun darin, jener Betrachtungsweise, die wir die historische nennen, und die für die Natur- und Geisteswissenschaften zum leitenden Prinzip geworden ist, die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Auch die Schule wird sich ihr nicht entziehen können. „Der Gedanke, dass die Bildung historisch begründet sein müsse,“ sagt Willmann, „ist Gemeingut der denkenden Pädagogen geworden. Es wird heute bei den Altertumsstudien der Jugend nicht sowohl auf deren aesthetischen Wert und formalbildende Kraft, sondern vielmehr darauf Gewicht gelegt, dass sie uns an die Wurzeln unserer Kultur und Bildung führen, uns das Verständnis des Eigenen erschliessen, indem sie zeigen, worauf sich dasselbe gebaut hat. Die gleiche Frage: „Woher das Unsere?“ gibt man dem Studium der Muttersprache in ihren älteren Formen und Denkmälern zum Richtmasse; es soll die Voraussetzungen unserer Entwicklung, soweit sie innerhalb der nationalen Vergangenheit liegen, zum Verständnisse bringen; auch der Religionsunterricht wird im gleichen Sinne herangezogen, um das historische Verständnis des christlichen Elementes in unserer Gesittung und Kultur zu vermit-



teln; man fordert vom Geschichtsunterrichte, dass er mehr biete als Darstellungen von Kriegen und Staatsaktionen, dass er Zeitbilder vorführe und erkläre, Verständnis für die Zeitfarbe gebe, auf den historischen Hintergrund der ganzen Mannigfaltigkeit unseres Lebens achten lehre. Die Idee einer genetischen Methode, welche einen Erkenntnisinhalt an der Hand seiner geschichtlichen Entfaltung vor und in dem Geiste des Lernenden erstehen lässt, ist derselben Auffassung erwachsen und sie kann das recht eigentlich moderne Problem der Methodik genannt werden.“<sup>1)</sup> Der folgende Abschnitt hat den Zweck, zu zeigen, wie gerade das humanistische Gymnasium unter allen Bildungsanstalten der Gegenwart am meisten zur Verwirklichung dieser Tagesforderung beiträgt und wie es auf Grund des Studiums der Antike an Hand der klassischen Sprachen ein Führer zu den Quellen unseres Kulturlebens ist.

Bevor wir aber die Antike in dieser ihrer Führerrolle näher betrachten, müssen wir uns gegen eine falsche Auffassung des humanistischen Bildungsideals verwahren. Ostwald meint: „Das humanistische Ideal beruht auf der Ansicht, dass die Griechen und die Römer den Höhepunkt der Menschheit darstellen, so dass wir uns so tief wie möglich in den Geist des Altertums zu versenken bemühen müssten, um im Sinne dieses Geistes unser eigenes Leben zu führen... Die Ideale, welche eine längst untergegangene Menschenklasse aufgestellt hat, nämlich die internationalen Humanisten des sechszehnten Jahrhunderts, welche damals nur ein kurzes Scheinleben führen konnten, sind inzwischen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wieder künstlich für Schulzwecke galvanisiert worden und werden gegenwärtig als die Ideale der verbreitesten und einflussreichsten mittleren Schulgattung, nämlich des humanistischen Gymnasiums, aufrecht erhalten, obwohl sie nirgends ein wirkliches Leben führen.... Ich glaube, man braucht dieses Ideal nur einmal mit klaren Worten auszusprechen, um sich von seiner vollendeten Sinnlosigkeit zu überzeugen.... Wir wissen, dass es heute keinen Menschen gibt, der sich ernsthaft bemüht, sein Leben im Sinne der Griechen und Römer zu gestalten.“<sup>2)</sup> Durch eine derartige Auffassung wird dem humanistischen Gymnasium von heute ein ganz falscher Standpunkt unterschoben; eine solche spuckt wohl nur im Kopfe Ostwalds.

Es hat freilich eine Zeit gegeben, in der man glaubte, in der Antike das Ideal des Menschengeschlechtes, die einzig wahre Verwirklichung des Grossen und Schönen gefunden zu haben. Johann Joachim Winckelmann z. B., der feine Kenner der antiken Kunst,

1) Didaktik als Bildungslehre, 4. Aufl. S. 263.

2) Wider das Schulelend. S. 22 und 23.



wollte in seiner Begeisterung all dasjenige, was unter dem reinen heiteren Himmel Griechenlands, in der hellenischen Religion und im hellenischen Leben das Höchste und Schönste gewesen war, für alle Völker und alle Zeiten, für eine ganz abgeänderte Religion und Kultur als ewiges Ideal hingestellt wissen. Oft gebrauchte er das Schlagwort: „Der einzige Weg für uns, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten.“

Desgleichen hat auch die grosse Geistesbewegung des Humanismus und der Renaissance eine ganz lächerliche Ueberschätzung des Lateinischen herbeigeführt, das deutsche Nationalempfinden geschwächt, die Muttersprache verachtet, das Heil in einer neulateinischen Literatur in Vers und Prosa gesucht, ja sogar der Hoffnung Raum gegeben, in der althellenischen Welt die Grundlage einer neuen Weltanschauung zu finden. Das Motiv des Erasmus von Rotterdam für die Erlernung der alten Sprachen: *His duabus linguis omnia ferme sunt prodita, quae digna cognitu videantur* (in diesen zwei Sprachen scheint sozusagen alles Wissenswerte enthalten zu sein), wurde allgemein anerkannt.

Die volle Abhängigkeit von den Alten und die Unmöglichkeit Neues zu schaffen, spricht auch der Humanist Salutati in unzweideutiger Weise aus: „Wir vermögen nichts Neues zu Stande zu bringen, sondern, Flickschneidern gleich, bessern wir mit den Resten des Altertums unsere Kleider aus und bringen sie als neue auf den Markt.“<sup>3)</sup> Boileau, das literarische Orakel seines Jahrhunderts, war ebenfalls der Ansicht, dass in der Literatur die alten Klassiker nicht nur als die höchste Bildungsnorm angesehen werden sollten, sondern dass sie geradezu ein unerschöpfliches Magazin für poetische Stoffe seien. Endlich glaubte auch der Historiker Mably, einer der begeistertsten Cicero-verehrer aller Zeiten, mit der alten Geschichte voll und ganz auszukommen und warnt vor der neuen mit den Worten: „Vous trouverez tout dans l'histoire ancienne, il n'est pas besoin d'étudier les modernes pour y trouver des sottises, des bévues, des impertinences.“<sup>4)</sup>

Gegenüber den Verfechtern von solchen Anschauungen mag der Vorwurf Ostwalds berechtigt sein. Ihr Fehler bestand darin, dass sie die Antike als Norm, als Direktive für die jeweilige Gegenwart betrachteten und glaubten jedes Zeitalter nach dem Kanon der Alten gestalten zu müssen. Eine derartige Auffassung gehört der Geschichte an, denn keinem vernünftig Denkenden kommt es heutzutage noch in den Sinn, die antik-heidnische Religion als Vorbild für unsere christliche hinzustellen; niemand verlangt, dass wir bei der Ein-

3) Briefe II, 145.

4) Zieliński, Cicero im Wandel der Jahrhunderte, 2. Aufl. S. 316.



richtung unserer Staaten Athen und Rom zum Muster nehmen; trotz den grossartigen, ja vielfach unerreichten Leistungen des Altertums auf dem Gebiete der Architektur, Skulptur, Malerei und Poesie will gewiss keiner diese Künste in den Rahmen der antiken Technik einzwängen. Jeder einsichtsvolle Schulmann wird vielmehr im Interesse seines Faches mit Herder den Protest wiederholen, den dieser gegenüber den absoluten Forderungen eines Winckelmann erhoben: „Wollt ihr ein neues Griechenland in Götterbildern hervorbringen, so gebt einem Volke diesen dichterisch mythologischen Aberglauben, nebst allem was dazu gehört, in seiner ganzen Einfalt wieder.“ Diese Forderung muss, mit entsprechender Veränderung des Gegenstandes, auf jeden Wissenszweig ausgedehnt werden, der mit der Antike in irgend welcher Verbindung steht. Somit ist jede Tendenz, den jungen Menschen aus dem Ideenkreis der Gegenwart heraus in den Bann der Antike zu treiben, beim humanistischen Gymnasium von heute völlig ausgeschlossen. Statt dessen aber strebt es den Zweck an, durch Erziehung und Unterricht den Jüngling zu voller allseitiger Anteilnahme an dem geistig geschichtlichen Leben seines Volkes und seiner Zeit zu befähigen. Den Anforderungen der Gegenwart wird vollauf Rechnung getragen, besonders bei uns in der Schweiz. Dem Zuge der neuen Zeit folgend, wurde von der früheren einseitigen Betonung des Lateinischen und Griechischen abgesehen und neben den alten klassischen Sprachen auch nationale Literatur, moderne Kultursprachen, Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichte, Mathematik, Religionslehre, Zeichnen, Gesang und Turnen als Unterrichtsgegenstände aufgestellt. Jeder Lehrplan eines modernen humanistischen Gymnasiums wird also obige Behauptung des kühnen Leipziger-Reformators Lügen strafen.

Nach dieser Richtigstellung des von Ostwald total verschobenen Standpunktes, zeigen wir im folgenden, wie die Beschäftigung mit der Antike am humanistischen Gymnasium nicht nur kein Hemmschuh für die Erkenntnis der Aufgaben der Gegenwart, sondern vielmehr ein geradezu notwendiges Element geworden ist zum Verständnis eines der wichtigsten Faktoren im modernen Kulturleben, wir meinen des heutzutage im Vordergrund stehenden Prinzips der historischen Entwicklung.

Die Auffassung und Betrachtungsweise auf den verschiedenen Lebensgebieten ist bekanntlich im 19. Jahrhundert eine ganz andere geworden. Erregte im Altertum, im Mittelalter, ja bis tief in die Neuzeit hinein, nur das Gewesene und das Gewordene das Interesse des Gebildeten, so nimmt seit dem Erwachen des historischen Sinnes, das Werden, der Entwicklungsgang, das genetische Moment, unsere



besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Einst ging die Hauptaufgabe, z. B. eines Literaturhistorikers darin auf, das biographische Material möglichst vollständig zusammenzustellen und in feinfühligster Weise sich über den moralisch-aesthetischen Wert eines Literaturdenkmals auszulassen. Er betrachtete dasselbe getrennt von der Person des Verfassers, losgerissen von der Zeit und dem Boden, auf dem es entstanden, sozusagen nach einem starren äusseren Kanon. Heutzutage tritt an den Beurteiler die Forderung heran, in erster Linie die treibenden Kräfte klarzulegen, welche einem Literaturprodukte gerade diesen und keinen anderen Charakter gegeben; er sucht es in Verbindung zu bringen mit den Ursachen und Faktoren seiner Entstehung; er will das „Werden und Wachsen der Eigenart be-  
lauschen, das Spiel der wechselnden Kräfte im Menschen — Vererbung, eigenes Wesen und Ausserweltseinflüsse — erforschen, die Fäden verfolgen, die ihn mit Familie, Umgebung, Stamm und Nation verbinden.“<sup>5)</sup> Den Uebergang von der erzählenden zur genetischen Auffassung der Geschichte charakterisiert Clasen in einem treffenden Vergleiche: „Wie eine wissenschaftliche Botanik sich nicht mehr auf eine auf äusseren Merkmalen beruhende Systematik beschränken kann, sondern zu einer Physiologie der Pflanzen geworden ist, welche das innere Leben und Werden, die Fortpflanzung und Entwicklung derselben zu ihrer Erkenntnisaufgabe macht, so kann auch die Geschichtswissenschaft sich nicht damit begnügen, die geschichtlichen Tatsachen zu eruieren und darzustellen, sondern die kausale Interpretation, die Auffassung und Klärung der geschichtlichen Phänomene als Glieder eines zusammenhängenden Entwicklungsprozesses unter äusseren und inneren Einflüssen ist Aufgabe einer wissenschaftlichen Geschichte.“<sup>6)</sup>

Diese kausale Auffassung hat sich nun im Laufe der Zeit mehr oder minder auf jede Wissenschaft ausgedehnt. Es zeigt sich überall die Tendenz, nicht mehr bloss die eine oder andere kulturhistorische Schichtung aufzudecken, sondern vielmehr einen vertikalen Durchschnitt durch deren Gesamtheit zu legen. Die Fragen nach dem Wie und Warum sind in der Kulturgeschichte der Völker geradezu stereotyp geworden. Bei dem Versuche nun, dieselben zu beantworten, den Werdenprozess zu erforschen und die Leitungen bloss zu legen, durch welche den Völkern das Gut der Vergangenheit zugeflossen, kam man immer wieder auf einen alten halbzerfallenen Kanal, aus dem einst unseren Vorfahren kräftige Geisteskost zugeführt worden. Es zeigte sich, dass die Kulturgeschichte der modernen europäischen Völker so lange

5) v. Scala, Polybios. S. 2.

6) Die Geschichtswissenschaft. Programm 1890/91. S. 18.



ein kleines Bächlein bildete, bis aus jenem Kanal ein breiter Strom in dasselbe floss und es ausweitete. Die urwüchsigen einheimischen Natur- und Kulturkeime wurden veredelt durch schwellende Pflropfreiser der Antike, und der veredelte Wildling entwickelte sich rasch zum kräftigen Stamme. Daher sagt mit Recht Zielinski: „Es ergibt sich bei historischer Betrachtung, dass jeder von uns zwei Vaterländer besitzt: das eine ist das Land, nachdem wir uns nennen, das andere die Antike.“<sup>7)</sup> Um dieses in einer kurzen Formel auszudrücken, zieht er die Lehre der griechischen Theologen heran, die in der Natur des Menschen drei Bestandteile unterscheiden, den Leib, die Seele und den Geist, und sagt: „Unser Vaterland nach Leib und Seele ist Russland für die Russen, Deutschland für die Deutschen, Frankreich für den Franzosen; unser Vaterland nach dem Geiste ist für uns insgesamt die Antike.“<sup>8)</sup> Auch Willmann betont mit besonderem Nachdruck den Umstand, dass das moderne Geistesleben sich vielfach aus den untergegangenen Kulturen von Hellas und Rom entwickelt habe. „Alle Völker,“ sagt er in seiner Didaktik,<sup>9)</sup> „basieren ihre Bildungsstudien auf alte ehrwürdige Werke, die den Alltagsinteressen entrückt, als Lehrgut hochgehalten und bewahrt werden; Generationen nähren sich an ihnen und danken ihnen die Kontinuität ihres geistigen Lebens. Derart sind die Veden der Inder, die Kings der Chinesen; die europäischen Völker mussten, um solche Werke zu finden, über ihre nationale Vergangenheit hinausgehen, sie empfangen ihre Bildungsfundamente nicht von ihren Vätern, sondern von ihren Lehrern, ihren geistigen Vorfahren, zunächst von den Römern; bei ihnen fallen ferner nicht wie bei jenen Orientalen die heiligen Bücher und die kanonischen Bildungsschriften zusammen, indem jene das Christentum und seine alttestamentlichen Voraussetzungen zum Inhalte haben, diese der Antike angehören. Trotz solcher Verschiedenheit ist aber die analoge Stellung der Meisterwerke der Alten zu unserer Kultur und Bildung nicht zu verkennen. Der Bruch mit ihnen bedeutet keinen Fortschritt, sondern einen verhängnisvollen Rückschritt, die Zerstörung eines Werkes der Geschichte, das durch keine Willkürschöpfung wieder ersetzt werden kann.“

Damit hängt noch ein weiteres Moment zusammen. Die Völker europäischer Kultur umschlingt ein gewisses einheitliches Band. So verschieden sie auch in Sprache, Charakter und Nationalität sind, haben sie doch eine gemeinsame Denkweise, ein gegenseitiges Verständnis, das ihnen gegenüber den meisten aussereuropäischen Völkern abgeht. Diese Einheitlichkeit im Denken und Fühlen erklärt

7) Die Antike und wir. Leipzig 1905, S. 67.

8) Ebds. S. 67.

9) 4. Auflage S. 368.



sich zweifellos zum grossen Teil aus ihrer gemeinsamen Abstammung von der Antike. Sie haben einen gewissen spontanen Kontakt, weil sie früher alle eine gemeinsame Berührungs- und Reibungsfläche gehabt haben, weil sie bei der gleichen grossen Lehrmeisterin in die Schule gegangen, weil die Antike als lebenspendende Sonne bei ihrem Untergange all die Völker des Abendlandes bestrahlte, erwärmte und belebte.

Das soll dem gebildeten Menschen zum Bewusstsein gebracht werden; er soll einen Einblick bekommen in die Einheit aller Kultur. „Um dieses zu erreichen,“ sagt der berühmte Gräzist an der Berliner Universität v. Wilamowitz, „brauchen wir einen Einblick in die Kultur des römischen Kaisertums, oder in die Mischkultur, die einmal Weltkultur war. Das wollen wir den Menschen zeigen: ihr alle, welcher Nation ihr auch seid, soweit ihr Kulturvölker seid, habt einen gemeinsamen Unterbau. Neben den nationalen Elementen, die unsere Schulen uns bringen, ist dies das allgemein menschlich Verbindende, dass die Welt eine ist, weil sie ruht auf derselben Kultur, wie derselbe Gott sie regiert. Dieses in einen Teil der Menschen hineinanzupflanzen, dass sie es nicht bloss wissen — wissen tun wir es ja alle —, dass sie es in sich hineinleben, das ist wohl des Schweisses und der Mühe der Nation wert, und das ist wohl nicht geringer zu achten, als dass man sich anbetend niedergeworfen hat vor irgend welchen Idealbildern, die in der Zeit des Klassizismus errichtet wurden. Das ist auch nicht unserem Leben fremd, entfremdet uns auch nicht allen neben uns stehenden gleichberechtigten Bestrebungen, die wir gern als gleichberechtigt anerkennen.“<sup>10)</sup>

So muss denn dem modernen Menschen infolge der genetischen Betrachtungsweise der Tatsachen die Antike doppelt teuer sein, als Fundament der Einheit der europäischen Zivilisation und als Wiege einer Unmasse von Ideen, von denen wir bis auf den heutigen Tag zehren. Der Boden, auf dem diese Wiege gestanden, ist zum internationalen Erbgut geworden; das zeigen uns die zahlreichen Ausgrabungen der letzten fünf Jahrzehnte. Die Ereignisse, welche sich auf der obersten Bodenschicht in Italien und Griechenland abspielten, hatten nicht mehr Interesse, als die jedes anderen europäischen Volkes, die Funde und Entdeckungen in den unteren Schichten aber erwecken stets ein freudiges Echo in der ganzen zivilisierten Welt. Man weiss, dass die Ideen, welche einst auf jenem Fleck Erde ausgedacht worden sind, die heimatliche Kultur grossgezogen haben; deshalb sind den Völkern Europas die antiken Stätten heilig wie ein Familiengrab, das eine Reihe erlauchter Ahnen birgt. Der Deutsche, der Eng-

10) Zitiert bei Budde: Das Gymnasium des 20. Jahrhunderts. S. 75 f.



länder, der Franzose, sie alle haben sich einen Fleck Erde ausbedungen, um Ausgrabungen zu machen und Nachforschungen anzustellen nach dem Gute der Vergangenheit. Wie die materialistisch gesinnten Goldgräber auf den Feldern Kaliforniens nach dem funkelnden Metalle suchen, so forschen die ideal veranlagten Kulturvölker Europas im Boden von Hellas und Rom nach den versunkenen Schätzen antiker Weisheit. Glück auf zu diesen Forschungen! Wir können nur wünschen, dass sie mit neuen Erfolgen gekrönt werden, dass das gemeinsame Fundament der modernen Kulturstaaten nach allen Seiten blossgelegt, der Geist der Zusammengehörigkeit geweckt und das vereinigende Band der europäischen Völkerfamilie immer fester geknüpft werde. Die beste Mitarbeit hierzu besteht darin, dass die Gleichartigkeit der Jugendbildung, die auf das Studium der Antike zurückgeht, gewahrt werde, indem „die Lateinschulen, mögen sie Gymnasien, Lyzeen, Kollegien, oder wie immer heissen,“ nach dem Ausspruche Willmanns: „Stätten sind, von denen nicht augenfällige, aber starke Fäden auslaufen, welche Nationen verknüpfen.“<sup>11)</sup>

Wenn also das humanistische Gymnasium unsere Jugend veranlasst, durch das Studium der alten Sprachen Sinn und Geist in eine grosse Vergangenheit zu versenken, so bezweckt es damit nicht, sie zum Gewesenen zurückzuführen, aus unsern Jünglingen Griechen und Römer zu machen, wie Ostwald meint; es will vielmehr ihren Geist durch den Blick in die Vergangenheit schärfen, es will ihnen zeigen, wie die Goldadern, welche die Antike durchzogen, mit den Elementen der obern Schichten die mannigfaltigsten Verbindungen eingegangen, wie die späteren Geschlechter diese Schätze in gangbare Münze umgewandelt und wie selbst die modernste Währung die antike Prägung noch nicht verleugnen kann. Die Entwicklung und die Kontinuität der Begebenheiten auf allen Lebensgebieten verstehen und kennen zu lernen, das muss als eine der Hauptaufgaben des humanistischen Gymnasiums betrachtet werden. Der Blick in die Zukunft ist sicherer und schärfer, wenn das Auge seine Sehkraft bereits erprobt hat an den Erscheinungen der Vergangenheit; hier heisst rückwärtsblicken wirklich auch vorwärtsschauen. Die Natur bietet uns analoge Vorgänge. Wenn eine hohe Wettertanne ihre Wurzeln tief hineinsenkt in das Erdreich, aus dem sie hervorwächst, so geschieht das ihrerseits nicht, weil sie zurück in die Erde wachsen will, sondern weil sie aus diesem Boden die Kräfte schöpft, die es ihr möglich machen, den Wipfel zum Himmel zu erheben und die Aeste recht weit auszurecken. Und wenn der Jüngling am humanistischen Gymnasium ebenfalls mit seiner ganzen Geisteskraft sich

11) A. a. O. S. 369.



in die Antike versenkt, so geschieht das wiederum nicht, um mit der Gegenwart und Zukunft zu brechen und einem längst entschwundenen Ideal nachzuleben, sondern um den belebenden Urkräften der heutigen Kultur nachzuspüren, um die Ursachen für die Gegenwart in der Vergangenheit zu entdecken, um aus der Kenntnis der Wurzel ein besseres Verständnis für das Wachstum des Stammes, der Aeste und der Krone dieses Riesenbaumes zu gewinnen.

Aus dem Gesagten wird klar, wie sehr die Moderne der Antike bedarf, um von den augenfälligen, äusserlichen Merkmalen zur Erkenntnis der innern Zusammenhänge fortschreiten und auf Grund dieser Erkenntnis das ganze Gebiet als ein organisches Ganzes überschauen zu können. Das alles aber ist nichts anderes als die Anwendung des modernen Prinzips des Evolutionismus, oder der historischen Entwicklung.

Die Antike darf somit in unserer Zeit nicht mehr, wie in früheren Perioden, als Ideal mit absolut normativer Kraft, sondern nur als Same betrachtet werden, aus dem die Geistesbildung der modernen Völker sich entwickelt hat. Aber auch so bleibt sie immer wichtig genug. Wer den ausgewachsenen Riesenstamm mit seiner weitverzweigten Krone anstaunt, darf nie vergessen, dass die ganze Vergangenheit in diesem Stamme mitlebt, dass seine Grösse ein Resultat der Vergangenheit ist und seine ganze gegenwärtige Kraft potentialiter schon im Keime lag. In dieser Auffassung wird die Antike stets modern sein.

\* \* \*

Nachdem wir im allgemeinen nachzuweisen versucht, welche wichtige Rolle der Antike bei der Geistesbildung der modernen Völker zugeteilt werden muss, wenn man sich auf den ganz modernen Standpunkt der Entwicklung stellt, gehen wir im Folgenden auf einzelne Kulturelemente etwas näher ein, die das Altertum uns vermacht hat, verfolgen die eine oder andere Kulturwelle, die unter dem Einflusse der Antike zum Kulturstrome erstarkte.

#### a) Antike und Muttersprache.

In erster Linie ziehen wir unsere Muttersprache in den Kreis der Betrachtung. Mag auch das Deutsche als Glied des indogermanischen Sprachstammes den antiken Sprachen durchaus ebenbürtig gegenüberstehen, so lässt es sich doch nicht leugnen, dass bei seiner Berührung mit dem Lateinischen ein Austausch von Begriffen und Gütern erfolgte, die eine wertvolle und wesentliche Bereicherung unseres Idioms bedeuten. Die lateinischen Kultureinflüsse, denen wir durch Jahrhunderte ausgesetzt gewesen, haben in unserer Sprache unver-



kennbare Niederschläge zurückgelassen. „Die Worte wandern mit den Waren,“ heisst es, und diese Wanderung hatte nicht bloss eine Hebung und Förderung, sondern geradezu eine Neugestaltung des materiellen und geistigen Lebens zur Folge. Den Beweis hiefür liefern uns die zahlreichen Lehnwörter, die aus dem lateinischen Sprachschatze in den unsrigen eingedrungen sind. Wir können heute fast kein Gebiet des materiellen und geistigen Lebens durchgehen, ohne auf Schritt und Tritt in der Terminologie an unsere Abhängigkeit von einer frühern Kulturwelt erinnert zu werden.

In anschaulicher Weise zeigt uns dies, um von grössern wissenschaftlichen Werken, wie Grimme, Kluge, Weigand usw. ganz abzu- sehen, schon das populär geschriebene Büchlein von Friedr. Seiler: „Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes.“<sup>12)</sup> Wir werden darin aufmerksam gemacht, wie schon vor der Einführung des Christentums eine Menge von Lehnwörtern auftritt, welche auf das Staats-, Rechts- und Kriegswesen, sowie auf die Verwaltung Bezug haben, andere, die den Handel und Verkehr, den Stein-, Wein-, Acker- und Gartenbau, sowie Viehzucht, Handwerk und Gewerbe, kurz das wirtschaftliche Leben der germanischen Urzeit, betreffen.

Greifen wir zur Veranschaulichung aus der grossen Zahl nur einige Beispiele heraus. Unsere Vorfahren übernahmen früh von den Römern manche Benennungen für das Verkehrsleben, so Strasse (strata sc. via); Meile (milia sc. passuum); Münze (moneta); Pfund (pondo); Kiste (cista); Sack (saccus); Esel (asinus).

Sowohl der Stein- als der Weinbau waren den Germanen vor ihrer Berührung mit den Römern unbekannt geblieben. Von ihren Häusern sagt Tacitus:<sup>13)</sup> „Da der Gebrauch von Steinen und Ziegeln unbekannt ist, so verwenden sie nur unförmliches Bauholz, ohne Schönheit und freundliches Aussehen.“ Mit der Technik übernahmen die Deutschen nun auch die technischen Ausdrücke von den Römern, so: Ziegel (tegula); Kalk (calx); Mauer (murus); Fenster (fenestra<sup>14)</sup>); Mörtel (mortarium); Söller (solarium, eigentlich ein der Sonne, sol, ausgesetzter Ort); Estrich (astricus, astrum Stern, weil bei den römischen Fussböden die sternförmige Zusammensetzung der Steinplatten beliebt war, von den Germanen wurde dann das Wort für jede Art von Fussböden gebraucht, die mit Steinen ausgelegt oder mit Gips überzogen waren); Speicher (spicarium, Kornhaus, spica,

12) I. Bändchen 1895, II. Bändchen 1900.

13) Germania c. 16.

14) Die althochdeutschen Ausdrücke hiefür: vindauga (Windauge) und ougatora (Augentor) vermochten sich nicht zu erhalten.



Aehre); Pfeiler (pilarius); Pfosten (postis); tünchen (tunicare, Grundbedeutung: mit einer Tunika bekleiden).

Gehen wir vom Stein- zum Weinbau über, so finden wir die Lehnwörter: Wein (vinum), Most (mustum), Keller (cellarium), Becher (bicarium), Kelch (calix), Trichter (traietorium), Winzer (vinitorem), Kelter (calcatorium, calcare, mit Füßen treten), Torkel (torculum), Spund (puncta). Nicht gering sind auch die Namen von Gemüsen und Gewürzen, welche eine Bereicherung des dürftigen Küchenszettels und eine Verfeinerung des Genusses bei den Deutschen bedeuteten: Kohl (caulis), Kichererbse (cicer), Rettich (radix), Pfeffer (piper), Minze (menta), Kümmel (cuminum), Senf (sinapis), Eppich (apium, Bienenkraut), Kürbis (cucurbita), Fenchel (foeniculum), Lorbeer (laurus), Pilz (boletus).

All die zahlreichen sprachlichen Entlehnungen zeigen uns, dass die Zivilisierung unter dem Einflusse der Römer schon in heidnischen Zeiten einen bedeutenden Fortschritt aufwies. Freilich waren diese Einflüsse mehr äusserer, wirtschaftlicher Natur, handelte es sich doch in erster Linie um eine Verbesserung und Verfeinerung der materiellen Lebensverhältnisse.

Eine durchgreifende Erneuerung und Umbildung der Germanen erfolgte erst seit dem 8. Jahrhundert durch das Christentum. Zur materiellen Zivilisation gesellte sich die geistige Ausbildung. Die bisher unbekannten Künste des Lesens und Schreibens wurden nun auch dem gewöhnlichen Manne vermittelt; man fing an mit der antik-römischen und christlich-lateinischen Literatur sich zu befassen und die hl. Schrift zu studieren. Eine Fülle von neuen Gedanken und neuen Ausdrücken floss damit wieder in den beschränkten germanischen Sprachschatz, und das Deutsche, das bisher in der Wiedergabe von abstrakten Ausdrücken sich äusserst widerspenstig gezeigt hatte, wurde durch Uebersetzungen und Entlehnungen ein gefügiges Werkzeug der Gedanken.

Heben wir auch aus dieser Zeit einige Gruppen von Lehnwörtern hervor, welche einen tiefgehenden Einfluss erkennen lassen. Charakteristisch sind besonders die neugeprägten Ausdrücke für den Unterricht, für die Schrift, für die wichtigsten Schreibmaterialien, für kirchliche Amtspersonen, Handlungen und Geräte:

Schule, Schüler (schola), schreiben (scribere), Schrift (scriptum), Tinte (tinctum, tingere färben), Pergament (nach der Stadt Pergamum), Tafel (tabula), Griffel (graphiolum), Linie (linea), Silbe (syllaba), Kapitel (capitulum), Pult (pulpitum), Brief (brevis sc. littera oder libellus), Siegel (sigillum), Mappe (mappa), Vers (versus), diktieren (dictare) u. s. w.



Der religiösen lateinischen Literatur sind entnommen: Bischof (episcopus), Propst (praepositus), Priester (presbyter), Dechant (decanus), Abt (abbas), Mönch (monachus), Nonne (nonna), Sigrist (sacristanus), Küster (custor), Messe (missa), Mesner (mansionarius), Feier (feria), segnen (signare), predigen (praedicare), kasteien (castigare), verdammen (damnare mit Suffix ver-), Kreuz (crux), Orgel (organum), Altar (altare) u. s. w.

Gleichzeitig mit dem geistigen Fortschritt wurde auch das in heidnischer Zeit begonnene Werk der materiellen Zivilisierung fortgesetzt und eine Fülle von Kulturgewächsen und Genussmitteln eingeführt, Kunst und Handwerk vervollkommt, das primitive Verwaltungs- und Rechtswesen durch das römische weiter ausgebaut, kurz die einheimische Kultur durch die ausländische verbessert und bereichert.

So erweist sich die lateinische Sprache als Trägerin und Vermittlerin der verschiedensten Kulturelemente. Es ist wahr, sie ist eine tote Sprache, aber als sie im Volksmunde schon längst erloschen war, führte sie bei den Völkern des Abendlandes immer noch eine Art Nachleben, indem sie die Sprache der Kirche, der Literatur und der Bildung blieb. Es würde uns zu weit führen, auch den Einfluss des Griechischen auf unsere Muttersprache zu verfolgen. Jeder Gebildete unserer Tage weiss, wie dasselbe neben dem Lateinischen immer wieder herangezogen wurde und herangezogen wird zur Benennung einer neuen Erfindung, zur scharfen Wiedergabe einer bestimmten wissenschaftlichen oder technischen Grösse. Es ist merkwürdig, wie der moderne Mensch ganz im Gegensatz zur Modellaune der Gegenwart, seinen Ideen und Entdeckungen so gerne eine Toga oder ein Himation umwirft! Wie bewahrheitet sich da wieder Schillers Wort von der lebenden Kraft der Antike:

„Tote Sprachen, so nennt ihr die Sprachen der Griechen und Römer, Aber aus ihnen entstammt, was in den eurigen lebt.“

Treffend bemerkt Seiler:<sup>15)</sup> „Ein bedeutender Universitätslehrer hat vor nicht langer Zeit in öffentlicher Versammlung es beklagt, dass die Seele der heranwachsenden und zu bildenden Jugend heutzutage weniger gern bei den von der Vergangenheit ererbten Schätzen verweile, als bei den in der Zukunft zu hebenden, beim Elektromotor, dem Acetylenlicht und dem unterseeischen Boote. Diese Richtung auf das Gegenwärtige und Zukünftige hat unzweifelhaft ihre gute Berechtigung. Aber es wäre doch sehr gefährlich, wenn darunter der geschichtliche Sinn des heranwachsenden Geschlechtes ernst-

15) A. a. O. Bd. 2. S. VII. und VIII.



lichen Schaden litte. Daher sollte dieser gerade heute auf alle Weise gepflegt und von allen nur möglichen Seiten her angeregt werden, und hierzu ist eine Verbindung von Geschichts- und Sprachwissenschaft, eine Zurückführung des Sprachbestandes der Gegenwart auf die Einflüsse der Vergangenheit sicher ein vorzügliches Mittel. Dem schnelllebenden, gegenwartstolzen und zukunfterfüllten Geschlecht unserer Tage muss immer aufs neue vor Augen geführt werden, wie wir bis in die tiefsten und feinsten Wurzelfäserchen unserer Zivilisation hinein verwachsen sind mit Vergangenheit und Altertum und wie wir die Spuren dieser Abhängigkeit in unserer Sprache mit uns herumtragen.“

### β) Antike und Philosophie.

Die Kenntnis der Antike gewährt nicht bloss einen klareren Einblick in den Ein- und Aufbau einer Sprache, sie hellt auch manch dunkle Seite in der Welt des Gedankens auf, ja sie ist für gewisse philosophische Strömungen die einzig sicher orientierende Leuchte.

Willmanns gross angelegte „Geschichte des Idealismus“ z. B. macht es uns sofort klar, dass wir dem Verfasser bei seiner Darstellung des Werdeganges des Idealismus nicht einmal in den allgemeinen Gedanken zu folgen im Stande sind, ohne die notwendigsten Kenntnisse der antiken Philosophie. Eine gedrängte Zusammenstellung der Hauptmomente des Idealismus macht uns das klar.

„Idealismus“ ist nach Willmann jene Denkrichtung, bei welcher mittelst der übersinnlichen Prinzipien der Idee, des Masses, der Form, des Zweckes, des Gesetzes das Verhältnis des Göttlichen zum Endlichen, des Seins zum Erkennen, des Natürlichen zur sittlichen Welt bestimmt wird. Die Hauptvertreter dieser Richtung aber sind Pythagoras, Platon, Aristoteles, Augustinus, die Scholastik mit ihrem Führer Thomas von Aquin und alle jene Meister des Gedankens, welche das Erbe der antik-christlichen, auf jene idealen Prinzipien gebauten Philosophie fortgeführt haben.

Die Denker, deren Systeme die Meilensteine der Laufbahn des Idealismus bezeichnen, nehmen ihre gemeinsame Aufgabe von verschiedenen Seiten her in Angriff und erproben die Kraft und die Tragweite verschiedener Prinzipien. Pythagoras' Lehre von Zahl und Mass ist die älteste wissenschaftliche Form des Idealismus. Seine Zahlen sind gedankliche Daseinselemente und bilden die Mittelglieder zwischen dem göttlichen Urgrund und den irdischen Dingen. Die durch Zahlenverhältnisse bedingten Begriffe



von dem Einklang der Töne und der Harmonie, werden auch auf die sittliche Welt, die Uebereinstimmung der Seele und Seelentätigkeit usw. ausgedehnt, wie auch wir von harmonisieren, harmonischem Wesen eines Menschen reden.<sup>16)</sup>

An die Stelle der Zahlen führt Platon das transzendente Prinzip der Ideen ein. Die Ideen sind Vorbilder, Muster, Prototypen, von welchen jedes Ding sein Wesen, jede Erkenntnis ihre Wahrheit hat. Sie sind allein das wahrhaft Seiende, und alles ausser ihnen hat nur insofern ein Sein, als es an ihnen teilnimmt. Weil übersinnlich, sind die Ideen nur dem geistigen Auge erkennbar; der Verstand schaut sie intuitiv; auf Grundlage der Sinneserkenntnis vermag es der Menscheng Geist nur bis zur Meinung zu bringen; die niedere Erkenntnis aber kann der höhern entgegengeführt werden. Die Funktion der Ideen im Systeme Platons ist die gleiche, wie die der Zahl bei Pythagoras; sie sollen Bindeglieder zwischen Gott und den unendlichen Dingen, zwischen Sein und Erkennen, zwischen natürlicher und sittlicher Welt sein.

Die Anschauung von einer höhern vorbildlichen und einer niederen jener nachgebildeten Welt im Sinne Platons lehnt Aristoteles ausdrücklich ab. Er fasst die Idealprinzipien nicht mehr wie ersterer transzendent, sondern als den Dingen immanent. An die Stelle der Ideenlehre tritt diejenige von den Entelechien. Entelechie heisst so viel wie Wirklichkeit, Volldasein, insofern sich noch damit die Idee von der Verwirklichung eines Zweckes verbindet. Aristoteles schwebt in erster Linie ein organischer Prozess vor; durch die innere formgebende Kraft *ἐντελέχεια* wird die Anlage (*δύναμις* potentia) eines Dinges zur Wirklichkeit entwickelt; so z. B. ist die Seele die Form oder Entelechie des Leibes. Die Form gibt aber nicht bloss den Dingen ihre Bestimmtheit, sondern auch ihre Erkennbarkeit. Die Seele wird durch dieses Abbild des Dinges informiert; das Gedankliche in den Objekten bildet das Objektive für die Gedanken. Damit leistet die Form, was Pythagoras der Zahl, Platon der Idee zuschrieb: sie bildet das Mittelglied zwischen Sein und Erkennen.

Die Neuplatoniker suchen eine Annäherung der Systeme beider Denker zu erzielen. Bei ihnen tritt besonders das religiöse Moment stark in den Vordergrund. Platon hatte ankämpfend gegen den Nominalismus der Sophisten in den Ideen vorzugsweise die Halt- und Kernpunkte des Daseins und der Erkenntnis gesehen und darum mehr ihre Vielheit als ihre Einheit betont; Gott, der letztere vertritt, bildet bei

16) A. a. O. III. S. 206.



ihm gleichsam nur den einhegenden Horizont der vielgestaltigen Ueberwelt. Hier setzen die Neuplatoniker ein, suchen eine Brücke zu schlagen zwischen der Welt der Ideen und Gott, und die Abhängigkeit der ersteren von letzterem durch eine allerdings willkürliche Emanationstheorie zu erklären. Sie nehmen zu diesem Zwecke ein höchstes Prinzip an, das Ur-Eine, welches sie als das Wahre und Gute an sich und als Gott bestimmen. Aus dem Einen lassen sie den Geist (*νοῦς*) entspringen und in diesem *νοῦς* nun subsistieren nach Plotin die Ideen.

Durch die jüdisch-hellenistische Mystik war bereits früher unter Philon das Prinzip des *νοῦς* als *λόγος* bestimmt worden. Mit der Logoslehre ragte Philon in eine neue Welt hinein und wurde wegen seiner oft glücklichen Verbindung biblischer und platonischer Anschauungen von den philosophierenden Kirchenvätern einer besondern Beachtung gewürdigt. Die christlichen Denker nahmen diese idealen Prinzipien mehr oder weniger in ihre Gedankenbildung auf. Der hl. Augustinus verarbeitet in seinem Riesengeiste selbständig die Denkmotive eines Pythagoras', Platons und der Neuplatoniker. Die Leitlinien aber sind dabei die spekulativen Elemente des Johannesevangeliums und der paulinischen Briefe, von denen aus er den Idealismus Platons und Plotins dem christlichen Denken dienstbar macht. Die Ideenlehre präzisiert er dahin: „Die Ideen sind gewisse ursprüngliche Formen (*formae*) oder Gründe (*rationes*) der Dinge, beharrend und unwandelbar, selber nicht geformt und darum ewig und immer sich gleich bleibend im göttlichen Denken beschlossen. Mit dieser Verlegung der Ideen ins göttliche Denken ist nun wirklich die Brücke zwischen der Ideenwelt und Gott geschlagen und der Traum der Neuplatoniker erfüllt, deren Spekulation doch schliesslich „einen Rückfall vom platonischen Idealismus in die All-Einslehre“ bedeutet. Auch die platonische Anschauung ist damit rektifiziert, welche die Ideen vielfach als selbständige Wesen, als Genien, Gottheiten gefasst hat. Indem Augustinus die Ideen als Schöpfergedanken Gottes betrachtet, wird einer Hypostasierung derselben vorgebeugt.

Auf Augustinus folgt Thomas von Aquin. Zeitlich weit auseinanderliegend verbinden sie sich doch wie zwei Ringe einer Kette. Mit Recht sagt P. Haffner:<sup>17)</sup> „Während die zwei grossen Meister der griechischen Philosophie sich im Leben begegneten, sind die christlichen durch 8 Jahrhunderte getrennt. Eine Welt war untergegangen und eine neue hat sich gebildet, als Thomas von Aquino

17) Grundlinien der Geschichte der Philosophie. S. 374.



die Arbeit eines heiligen Augustinus fortsetzte. Die Ideen aber schliessen sich an einander an, als wären sie von Mund zu Mund geflossen“ . . . . . „Das thomistische System ruht ganz auf augustinischer Grundlage und ist nur der dialektische Ausbau desselben, ein Ausbau, welcher ohne die Grundlinien zu verlassen, sowohl nach innen die fehlenden Zwischenglieder ergänzt, wie er nach aussen hin den verschiedenen Irrtümern gegenüber schärfere Grenzen zieht.“<sup>18)</sup>

Der Ausbau zeigt sich zuerst in der Ideenlehre. Das christliche Denken hatte nach Augustinus die Ideen in Gott verlegt. Nach Thomas sind die Ideen nichts anderes als die verschiedenen Weisen der Nachbildung der göttlichen Wesenheit in den geschaffenen Dingen. Gott gewährt in den Ideen den endlichen Wesen eine bedingte und weise abgestufte Teilnahme an seiner eigenen Vollkommenheit. Ferner betonte Thomas und die Scholastik mit aller Entschiedenheit, dass es auch Ideen von Einzeldingen gebe und nicht bloss Ideen des Allgemeinen, der Gattung, wie Platon angenommen hatte.

Mehr als zu Platon fühlte sich die Scholastik zu Aristoteles hingezogen. Mit dem 12. Jahrhundert beginnt daher die Wiederaufnahme der aristotelischen Philosophie mit ihrem umfassenden Begriffsschatze, dem nun planmässig eine neue lateinische Fassung gegeben wird. Von vorneherein hatten sich Aristotelismus und christliches Denken berührt, weil letzteres das Erfahrungsgemässe mehr betont als der Platonismus und darum eine realistische Grundlage hat. Die Scholastik gesteht mit Aristoteles den Dingen wahre Realität zu, aber sie erklärt zugleich das Ideale, das geistige Wesen der Dinge, für ein Daseinselement, also für mehr als ein Produkt des menschlichen Denkens. Die Untersuchung wird dadurch noch nachdrücklicher, als bei Augustinus und den Vätern auf den Erkenntnisprozess hingewiesen, und, indem diesem die Aufgabe obliegt, das intellegible Wesen der Dinge aus ihren sensiblen Erscheinungen herauszuheben, ist damit auch die Möglichkeit gegeben, durch die immanenten Gedanken zu den transzendenten zu gelangen, das ist zu den Ideen der göttlichen Weisheit. Das besagt der Ausspruch des hl. Thomas: *sensibilia intellecta manuducunt ad intellegibilia divinorum*: das geistige Verständnis der Sinnendinge führt zur Erkenntnis des übersinnlichen Gottes. So haben wir als Stufenfolge im Erkenntnisprozess: Sinnliche Erfahrung, Verständnis des Sinnlichen, erstes Verständnis des Göttlichen, wozu dann als Ergänzung hinzutreten muss, was *supra rationem* ist und nur durch den Glauben vermittelt wird.

---

18) A. a. O. S. 564.



Mit der Scholastik erhält der Idealismus der grossen Denker der Antike seinen Schlussstein, seine Krönung.

Aus diesem raschen Gange durch zwei Jahrtausende, wobei wir nur kurz bei den grossen Marksteinen der Vergangenheit stehen geblieben sind, ist zur Genüge ersichtlich, wie wichtig es auch auf dem Gebiete der Philosophie ist, den menschlichen Gedanken in seiner Kontinuität zu fassen, und welche fundamentale Bausteine, wahre Quaderblöcke, die grossen Philosophen der Antike den Meistern der christlichen Weisheit zur Errichtung ihres stolzen Geistesbaues geliefert haben. Was Platon und Aristoteles gedacht und geschaffen, hat bei den Kirchenvätern, besonders bei Augustinus seine Heimstätte gefunden. Dem hl. Thomas und der Scholastik war es vorbehalten, mit ihrem Tiefsinn und ihrer spekulativen Kraft die idealen Prinzipien der Vorzeit zu sammeln, zu einem grossen einheitlichen System zu vereinigen und so eine wahre philosophia perennis ins Leben zu rufen.

Wir sagen eine philosophia perennis, denn die Systeme der Neuzeit sind meist Abirrungen vom echten Idealismus, weil sie von dem einen oder anderen Teilfaktor aus die Welterklärung versuchen, während doch nur alle drei Prinzipien zusammen: die Sinnenwelt, der Menscheng Geist und Gott den wahren Idealismus begründen. Wie wenig dieser Pseudoidealismus befriedigt hat, bezeugt Adolf Trendelenburg, der das moderne Experimentieren auf philosophischem Gebiete, so wie das Haschen nach Originalität scharf verurteilt und auf die Vergangenheit zurückweist mit den Worten: „Es muss das Vorurteil der Deutschen aufgegeben werden, als ob für die Philosophie der Zukunft noch ein neu formuliertes Prinzip gefunden werden müsse. Das Prinzip ist gefunden, es liegt in der organischen Weltanschauung, die sich in Platon und Aristoteles gründete, sich von ihnen her fortsetzte und sich in tiefer Untersuchung der Grundbegriffe, sowie der einzelnen Systeme und in der Wechselwirkung mit den realen Wissenschaften ausbilden und noch vollenden muss.“<sup>19)</sup>

Ähnlich urteilte in jüngster Vergangenheit Freiherr von Hertling in einem Vortrag: „Ueber neue und alte Philosophie.“<sup>20)</sup> In den letzten Zeiten sei wiederum laut und nachdrucksvoll der Ruf erhoben worden: Zurück zum Idealismus! Diese Rückkehr zum Idealismus aber dürfe keine Rückkehr zu Fichte, Schelling und Hegel bedeuten, sonst würde der Kreislauf zum zweiten Male zurückgelegt, und auch die Periode der Ernüchterung und der philosophischen Gleichgültigkeit könnte

19) Zitat bei Seidenberger, Grundlinien idealer Weltanschauung. S. 85.

20) Gehalten auf der 29. Generalversammlung der Görresgesellschaft zu Regensburg, Oktober 1909.



nicht ausbleiben. Idealismus bedeute Vorherrschaft des Gedankens über blindwirkende Kräfte und zugleich das Recht des individuellen Denkens, das Recht über die Erfahrung hinaus zu allgemein gültigen Erkenntnissen vorzudringen. „Diesem Idealismus aber,“ fährt er fort, „huldigt die alte, auf Platon und Aristoteles zurückgehende, durch die christlichen Jahrhunderte in kontinuierlichem Zusammenhange sich hinziehende Philosophie der Vorzeit.“ Wie erstaunlich modern zeigt sich auch hier wiederum die Antike und das so viel geschmähte Mittelalter. Muss nicht der Riesengeist der Heroen der Vergangenheit im Modernen ähnliche Gefühle erwecken wie in Geibels Dichterseele, der in Wehmut singt:

Die gross geschaut und gross gebaut,  
Sie schlummern in den Särgen,  
Auf ihren Gräbern kriechen wir  
Als ein Geschlecht von Zwergen.

Die grosse Aufgabe aber, die den Epigonen dieser grossen Geister zu lösen übrig bleibt, hat Max Przbilla S. J. trefflich gekennzeichnet. „Der Gang des Geisteslebens“ sagt er „hat jetzt die historisch-kritischen Wissenschaften in den Vordergrund des Interesses gerückt. Die Frage nach dem Woher und Wie der geschichtlichen Erscheinungen bewegt gegenwärtig in höherem Masse die Geister als in irgend einem der früheren Jahrhunderte. So zwingen die Zeitverhältnisse den katholischen Philosophen und Theologen auch von der positiv-historischen Seite die einzelnen Fragen zu durchforschen und die spekulativ-scholastische Durchdringung der grossen Probleme, diese glorreiche Erbschaft vergangener Tage durch die positiv-kritische Methode zu ergänzen. Wer wollte leugnen, dass aus dieser neuen Gedankenarbeit heraus eine Bereicherung und Vertiefung der kath. Wissenschaft und damit schliesslich auch des kath. Lebens und Einflusses zu erwarten steht? Gewiss viele dieser Fragen sind überaus schwierig und durch die Erregung der Gemüter noch schwieriger geworden. Aber ihre Behandlung bleibt deshalb nicht erspart. Es nützt wenig, die Schwierigkeit der Probleme zu betonen und ein vorsichtiges Vorangehen zu empfehlen, wenn man nicht tatsächlich vorangeht. Auch ein Augustinus und Hieronymus u. a. fühlten die Schwierigkeit der Fragen, die ihre Zeit bewegten; aber nicht durch Klagen, sondern durch mannhaftes Aufgreifen dieser Fragen sind sie gross geworden, und so haben sie die herrlichen Schriften geschaffen, aus deren Schätze die ganze Nachwelt geschöpft. Entgleisungen und Verirrungen sind auch damals vorgekommen und werden immer in Zeiten geistigen Kampfes sich einstellen. Das sind Warnungen, aber kein Grund



zur Mutlosigkeit, noch eine Entschuldigung der Untätigkeit. Wenn uns Gott in eine Zeit hochgehender geistiger Bewegung hineingestellt, so hat er auch gewollt, dass wir uns den Aufgaben eben dieser Zeit — jeder nach seinen Kräften und auf seinem Posten — mit ganzer Seele und mit unverzagtem Gottvertrauen widmen. Indem aber die Kirche nicht ohne Mitwirkung der Gläubigen ihre Stellung in der Welt behauptet und alle Angriffe mit den Waffen der Gegner selbst zurückweist, bewährt sie sich immer wieder aufs neue als das Werk eines höheren Geistes, gegen dessen Kraft alle irdische Wissenschaft machtlos ist. So muss alle Anfeindung dazu dienen, die Ueberlegenheit des katholischen Glaubens über alle Philosophen bloss menschlicher Weisheit darzutun.“<sup>21)</sup>

### γ) Deutsche Literatur und Antike.

Jedermann interessiert sich heutzutage mehr oder minder für Literatur. Dieses Interesse aber darf sich beim Gebildeten nicht bloss auf den Gehalt beschränken, es muss sich auch auf die Erscheinungsweise ausdehnen, er muss sich fragen: Woher stammen die verschiedenen literarischen Typen in ihrer jetzigen Form und Abgrenzung? Haben sie sich erst auf dem Boden des modernen Geisteslebens zu jenen fertigen Gebilden ausgewachsen, als welche sie uns heute entgegentreten, oder liegt die Zeit ihrer Entstehung in einer fernen Vergangenheit? Die Antwort wird lauten müssen: Die literarischen Typen des Epos, der Lyrik, der Tragödie und Komödie, des Romans, der Novelle, des Epigramms usw. haben ihre Wurzeln in der antiken, speziell in der griechischen Literatur. „Mit einer wunderbaren Originalität,“ sagt W. Kopp<sup>22)</sup>, „ohne Vorgänger, aus sich selbst heraus, hat der griechische Genius fast alle Gattungen der Poesie und Prosa ausgebildet, dann das so ans Licht Gerufene von Homer an, bis auf die osmanische Eroberung von Konstantinopel mit reger Phantasie, aber in harmonischem Masshalten weiter entwickelt und schliesslich der Nachwelt übermittlelt. Darum richten die Freunde der Humanität ihre Blicke noch immer hierhin und betrachten Griechenland als ihre eigentliche geistige Heimat; hier sind sie zu Hause, von hier wandern sie, gleich wie die Platonische Menschenseele, der angeschauten Ideale voll, weiter. Hellas ist ewig, viel mehr als Rom. Denn als seine staatliche Existenz vernichtet wurde und der Untergang hellenischen Wesens gewiss schien, da waren die Schätze seines geistigen Lebens schon nach dem Abendlande hinüber gerettet und liessen von Italien aus den griechischen Geist eine

21) Vgl. Kölnische Volksztg. N. 474, 4. Juni 1911. „Unsere Zeit und unsere Kirche.“

22) Geschichte der griechischen Literatur S. 3.



neue herrliche Auferstehung feiern und in die Bildung der ganzen Menschheit befruchtenden Eingang finden.“

Der genetische Prozess aber, aus dem die verschiedenen Literaturtypen bereits auf griechischem Boden sich entwickelt und dann die deutsche Literatur beeinflusst haben, ist kurz folgender: Das Epos der Griechen, das als erste fertige Gattung an der Spitze ihrer Literatur steht, ist zweifelsohne aus einer dem Kultus dienenden Hymnenpoesie hervorgegangen. Diese nahm allmählich einen epischen Charakter an, indem sie die Geschichte der Götter, ihre Taten und ihre Leiden erzählte und mit den mythischen Ueberlieferungen von den Göttern zugleich die Geschlechts- und Stammesagen der Fürsten und Völker verband. Homer erhob dann die epische Poesie zur höchsten Stufe der Ausbildung, indem er nach einem bestimmten Plane eine Reihe von Einzelsagen kunstvoll um einen gemeinsamen Haupthelden gruppierte. Ilias und Odyssee sind bekanntlich zum Urtypus des Heldenepos und zum Massstab für die Charakteristik dieser Gattung überhaupt geworden.

Nach Verdrängung der königlichen Herrschaft in den meisten griechischen Staaten fand eine regere Anteilnahme des Einzelnen am politischen Leben statt; das Selbstgefühl erwachte, das Individuum konnte seine Kraft entfalten und zur Geltung bringen. Dieses freiere Hervortreten der Individualität äussert sich auch in der Poesie. Der Geist flüchtet sich nicht mehr in das Reich der Phantasie, der Mythologie und Heldensage, sondern verweilt lieber bei den Interessen der Gegenwart und gibt durch den Mund der Sänger den subjektiven Stimmungen des Einzelnen und der Nation Ausdruck. Aus dem Epos entwickelt sich die Lyrik, mit ihren verschiedenen Abarten, der Elegie, der Ballade, dem Lied, der Ode u. s. w., welche schliesslich im 7. und 6. Jahrhundert die literarische Produktion beherrschte.

Der Verbindung von Epos und Lyrik verdankt das Drama, mit seiner Differenzierung in Tragödie und Komödie seine Entstehung. Das lyrische Moment ist in den Chorgesängen vertreten, das epische kommt im Dialog zum Ausdruck. Das Drama ist eine ureigene Schöpfung des griechischen Geistes. Kein Volk des Altertums vermag etwas Aehnliches aufzuweisen, und was später von Rom und von den modernen Völkern auf dem Gebiete der dramatischen Kunst geleistet wurde, geht auf die Anregung der Griechen zurück.<sup>23)</sup>

Erst nach der Poesie tritt die Prosa in den Vordergrund.

---

23) Vergl. Christ, Geschichte der griechischen Literatur S. 190.



Der Gang ist ein ganz naturgemässer. Die Prosa mit ihren verschiedenen Arten wendet sich hauptsächlich an das Denkvermögen, an die reflektierenden Kräfte im Menschen, welche bekanntermassen später erwachen, als die in der Sinnenwelt wurzelnde Phantasie. Die Poesie fährt fort, das leidenschaftlich bewegte Element der menschlichen Natur auszudrücken, die Prosa übernimmt das intellektuelle Element. Das Epos stirbt allmählig ab. Für das heroische Epos tritt die historische Prosa ein, das didaktische wird durch die philosophische Prosa ersetzt. Die in den Volks-Versammlungen und in den Gerichten hervortretende Leidenschaft rufen eine dritte Art: die rednerische Prosa ins Leben. „Das Element der Leidenschaft nähert die Prosa der Poesie, sie nimmt eine Art Versmass an, das der Prosarhythmus genannt wird, schenkt der gleichmässigen Einteilung der Perioden Ihre Aufmerksamkeit und betont zuweilen, um einen stärkeren Eindruck zu erzielen, diese Einteilung durch Reime.“<sup>24)</sup> Dieses lyrische Moment, das in die rhetorische Prosa eindringt, wird für die Poesie verhängnisvoll. Dank der schönen Nachblüte, welcher die griechische Literatur in der sogenannten alexandrinischen Periode sich erfreut, erstehen noch einmal die verschiedenen Literaturtypen, ja es kommt sogar ein neuer hinzu, die Idylle. Alsdann gelangt die griechische Literatur nach Rom, und feiert dort in lateinischer Sprache eine zweite Auferstehung; als echt römischer Typus kommt hier noch die Satire hinzu. Dadurch ward der Sieg der Prosa über die Poesie für einige Zeit hintangehalten.

Doch der Rückgang der Poesie ist unvermeidlich. Die erotische Elegie verstummt; die neuere Komödie, bei der die spannende Schürzung und die psychologisch oft fein durchgeführte Entwicklung der Motive des Geldes, der Liebe, des Wiedererkennens usw. die Hauptsache gewesen, lernt man nur noch durch die Lektüre kennen. Hie mit wird den Dichtern nahe gelegt, eine Form zu suchen, die sich zur einfachen Lektüre besser eignet; so entsteht der Roman, oder die poetische Erzählung. Dabei wird die metrische Einkleidung der Rede geopfert, was nicht befremden kann, da man schon zur Zeit der Sophistik nur mehr auf den rhythmischen Tonfall der prosaischen Rede Wert gelegt hatte.

Gegen das Ende des Altertums entwickelt sich eine neue Gattung rhythmischer Poesie. Das Gefühl für lange und kurze Silben war im Laufe der Zeiten immer mehr geschwunden, und nun vollzog sich der Umschlag von der alten, metrischen, lediglich durch die Quantität bestimmten zur neuen rhythmischen durch den Akzent re-

---

24) Zielinski: Die Antike und wir. S. 72.



gulierten poetischen Darstellungsform. Der Vorgang war derselbe im griechischen Morgenland wie im Abendland. Als sich nun, besonders unter dem Einflusse des Christentums, welches eine neue, grossartige Ideenwelt erschloss, das Bedürfnis einer neuen Volkspoesie einstellte, da wurde die Form hiefür sehr oft der rhythmischen Prosa entlehnt und nur teilweise ging man auf die alten durch die Quantität bestimmten Metra zurück. Die charakteristische Eigentümlichkeit der rhythmischen Prosa: die gleichmässig durch die Reime betonte Einteilung der Perioden wurde zur Eigentümlichkeit der neuen Poesie. Unter der Einwirkung des kirchlichen Lebens und im Anschlusse an die kirchliche Liturgie entfaltete sich eine reiche Literatur rhythmischer Kirchengesänge. Anfänglich tauchen die rhythmischen Hymnen noch spärlich auf; im 6. Jahrhundert werden sie schon häufiger; freilich ist der Rhythmus noch sehr unentwickelt und schwankend und bleibt unsicher bis ins 9. und 10. Jahrhundert. Nach einer Unterbrechung dieser Richtung durch die Palastschule Karls des Grossen, welche zu den alten klassischen Metren zurückkehrte, ward Notker der Stammler († 912) durch seine neue Tropen-<sup>25)</sup> und Sequenzdichtung bahnbrechend für die neue Rhythmendichtung. Mit dem antiken Metrum wurde radikal gebrochen und ein wirksamer Anstoss gegeben, „im 10. Jahrhundert jene Arbeit wieder energisch aufzunehmen, welche durch die karolingische Renaissance unterbrochen war, nämlich die lateinische Dichtung ausschliesslich vom rhythmischen akzentuierenden Prinzip beherrschen zu lassen. Die Bahn war damit frei geworden und so entwickelte sich, allerdings auch durch andere Einflüsse, im Laufe des 11. Jahrhunderts die Rhythmik des mit dem Versakzent vollständig harmonierenden Wortakzents in Verbindung mit den meisterhaft gehandhabten Gesetzen des Reims und der Zäsur zu jener Reinheit und Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit, die wir an den zahlreichen und herrlichen Dichtungen des 12. und auch noch des 13. Jahrhunderts bewundern.“<sup>26)</sup> Wir verweisen nur auf einige Perlen dieser Art, so auf das: *Chorus novae Jerusalem, novam meli dulcedinem* usw. des Fulbertus von Chartres († 1028); auf den Marienhymnus: *Ave virgo singularis, Mater nostri salutaris, Quae vocaris Stella Maris*, von Adam St. Victor († 1192); auf die herrlichen Sakramentsgesänge *Lauda Sion; Pange lingua; Adoro te* des hl. Thomas von Aquin († 1274); auf das erschütternde *Dies irae, dies illa* des Thomas von Celano († um 1250) und das ergreifende: *Stabat mater dolorosa* des Jacoponi da Todi († 1306).

25) Unter Tropus verstand man poetische oder prosaische Einschübel oder auch Anhängsel in einen bereits vorhandenen liturgischen Text. Ein tropiertes *Ite missa est* lautet z. B.: *Ite, Benedicti vos Domino, missa est. Deo, qui fecit caelum et terram, gratias.*

26) C. Blume: Rhythmische Hymnen in metrischer Schmiede. Stimmen aus Maria-Laach 1910. 3. Heft, S. 250.



Durch diese zwei neuen Merkmale der lateinischen Poesie: den durch den Akzent bestimmten Rhythmus, und den Reim, welche dem Charakter der klassischen Dichtung so fremd gewesen, näherte sich das Lateinische in ganz vorzüglichem Masse dem Deutschen; dieses bedurfte zur vollen Ausgestaltung, kraft seines ganzen Organismus, der Weckung dieser zwei bis dahin noch halbschlummernden Kräfte. Es wird kaum zu viel behauptet sein, wenn wir sagen, dass die lateinische rhythmische Poesie im Verlaufe der Zeit sicherlich auf die vollständige Ausbildung des Deutschen zu einer rein akzentuierenden Dichtersprache fördernd wirkte, da ja im Althochdeutschen noch neben dem Akzent auch auf die Quantität gewisse Rücksichten genommen wurden<sup>27)</sup>, welche sogar im Mittelhochdeutschen nicht ganz verwischt werden konnten.<sup>28)</sup> Uebrigens war es gerade ein in der Wissenschaft seiner Zeit hochgebildeter Mann, Rhabanus Maurus, Abt von Fulda, später Bischof von Mainz († 856), der Lehrer Otfrieds, welcher „als erster seine Schüler zur Bezeichnung des Tones deutscher Wörter anhielt; er ist also gewissermassen der Begründer und Vater der deutschen akzentuierenden Prosodik.“<sup>29)</sup>

Noch mehr als der Rhythmus mochte der Reim in der lateinischen Hymnenpoesie auf die deutsche Dichtung einwirken. Wenn auch „der deutsche Reim eine Naturnotwendigkeit unserer akzentuierenden Sprache und die durch Akzent und Stabreim selbst entwickelte Schönheitsblüte sprachlichen Wohlklangs ist,“ wie Beyer behauptet, so muss derselbe doch bekennen: „Immerhin dürfte der ernstesten Forschung der Nachweis gelingen, dass unser deutscher Reim durch den Einfluss der lateinischen Reimpoesie bedeutend gefördert wurde.“<sup>30)</sup> Der Reim hinwiederum förderte speziell die Entwicklung des wahren Charakters unserer Muttersprache, sagt doch Jakob Grimm<sup>31)</sup>, dass von der deutschen Sprache die feineren Dichtungsweisen, die in Alliteration und quantitierender Messung bestanden, durch das Aufkommen des Reims aufgegeben worden seien, und Lochmann<sup>32)</sup> weist nach, „dass von nun an in der althochdeutschen Verskunst der Akzent seine Herrschaft entfaltet habe. Der Akzent deckte die Quantität.“ Das Verdienst der lateinischen Dichtung um die deutsche Sprache und Poesie in der althochdeutschen Zeit besteht also in der Auslösung gewisser, verborgener Kräfte und in der Förderung ihres natürlichen Entwicklungsganges.

Es folgt die mittelhochdeutsche Zeit. Die Sprache war er-

27) Beyer: Deutsche Poetik I. Bd. S. 221.

28) Ebds. S. 225.

29) Ebds. S. 223.

30) Ebds. S. 392.

31) Ebds. S. 223.

32) Ebds.



starkt, die neue Strömung gestaltete sich national durchaus selbstständig und die Blütezeit unserer mittelalterlichen Literatur verrät weder in der Form noch in ihrem Geiste den klassischen Einfluss; die mittelhochdeutsche Nibelungenstrophe, die Gudrunstrophe, der Leich und die zahlreichen Strophen der Minnesänger sind echt deutsche Gebilde. Doch die Blütezeit war eine relativ kurze und die folgende Periode bedeutet einen Niedergang. Unter den schweren Händen der Meistersinger verlor die Form ihren Liebreiz; im Bau neuer Strophen gehen diese ins Masslose und lassen sich die tollsten Künsteleien und Verzerrung in der Wortbetonung zu Schulden kommen.

Die neuanbrechende Zeit denkt nicht daran, auf die grosse mittelalterliche Poesie zurückzugreifen; sie wirft sich vielmehr der Renaissance in die Arme, welche in erster Linie eine Wiedergeburt der Form und zwar der antiken klassischen Kunstformen auf dem Gebiete der Kunst und der Literatur bedeutete. Der Einfluss war ein geradezu massloser, die deutsche Literatur kam nicht bloss in den Bann der Antike, sondern wurde einfach von ihr verdrängt. Der formelle Nutzen dieser Strömung in der deutschen Sprache kommt erst in der folgenden Zeit, der sogenannten klassischen Periode der deutschen Literatur zum Ausdruck. Klopstock, Schiller, Göthe und andere haben ihr Formtalent an den antiken Massen geschult, ihre Geisteswaffen in antiker Esse geschmiedet. So mancher, der aus dem Dichterquell am Fusse deutscher Eichen getrunken, kredenzte uns den feurigen Wein seiner Muse in antiker Vergoldung. „Die grössern Formen der Dichtung,“ sagt K. Storck,<sup>33)</sup> „sind vollends Ergebnis gelehrter Bildung, oft ist der Inhalt, fast immer die Gesetze der Form und der Anordnung dem Altertum entnommen. Sicher wäre ohne das keine erneute Blüte unserer Literatur möglich gewesen, und glücklicherweise vermochten unsere grössten Dichter die fremden Formen mit deutschem Geiste zu erfüllen.“

Wir verfolgen die Strömung nicht weiter. Ein zusammenfassendes Urteil über den Einfluss der spätklassischen Poesie des Mittelalters und der antiken Poesie überhaupt auf die Literatur nach ihrer formellen Seite gibt uns der grosse Philologe Th. Zielinski:<sup>34)</sup> „Es hat sich die poetische Form (gemeint ist die rhythmische Prosa des Mittelalters in Verbindung mit dem Reim) alle Völker mit europäischer Kultur erobert und überall die naiven, der Entwicklung unfähigen einheimischen Formen verdrängt. Wir alle, die Völker des neuen Europa, zehren an diesem Erbteil, einschliesslich unserer Volkspoesie. Freilich hat es nicht an Versuchen gefehlt, diese antike Form

33) Deutsche Literaturgeschichte. S. 191.

34) Die Antike und wir. S. 73.



durch andere, der Poesie nicht antiker Völker... wie der indischen und arabischen... entlehnte Formen zu ersetzen; doch wurden diese Versuche nicht von Erfolg gekrönt. Ja, noch mehr: unsern Nachbarn, den Deutschen, ist es nicht einmal gelungen, ihre althergebrachte poetische Form, den Stabreim, zu neuem Leben zu erwecken. Bisweilen gelang seine Nachahmung sehr gut, am besten Wagner in seiner berühmten Trilogie; dennoch ist sein Gebiet ein sehr beschränktes geblieben. Ausserhalb der deutschen Sage ist er nicht anwendbar, weder der Faust noch die Jungfrau von Orleans konnten so geschrieben werden. So leben wir denn, was die Typen und Formen der Literatur anbelangt, noch bis zum heutigen Tag von der Antike; die späteren Zeiten haben sie zum Teil vereinfacht, zum Teil mannigfaltiger gestaltet, doch haben sie ihnen nichts prinzipiell Neues hinzugefügt.“

Wir wollen nun freilich mit dem Gesagten nicht behaupten, dass die Zusammenhänge der modernen Wissenszweige mit der Antike, die oft auffallende sind, immer auf direkte oder indirekte Einflussnahme zurückgeführt werden müssen, so sehr ein Vergleich nach dieser Richtung hin den Beobachter geneigt macht, solche Einflüsse zu konstatieren. Die Aehnlichkeit der Kulturäusserungen zwischen zwei so weit auseinanderliegenden Zeitperioden findet mehrfach ihre Erklärung darin, dass die Kulturmenschheit, zumal in Rücksicht auf das rein Menschliche, immer ganz bedeutende Vergleichsmomente bietet, indem die sich immer gleich bleibende Menschennatur, wo sie sich zur echten Grösse emporschwingt, das Spiegelbild wird für ähnliche, wenn nicht gleiche Ideen. Das Moment der Beeinflussung aber bleibt daneben von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

\* \* \*

Doch nicht bloss in formeller Hinsicht zeigt sich dieser Einfluss. Die Antike hat auch durch ihren Geist und ihren Gehalt zu verschiedenen Malen des bestimmtesten auf die deutsche Literatur eingewirkt.

Wie ein Standbild der Germania auf granitnem Sockel, so ruht die deutsche Literatur auf dem soliden Fundament antik-christlicher Weltweisheit. Das Studium und die Kenntnis der altklassischen Literatur, besonders der lateinischen, ist über das erste Jahrtausend hinaus die Grundlage der literarischen Bildung geblieben. Weder Theologie noch Philosophie, weder Geschichtsschreibung noch Poesie vermochten sich davon frei zu machen und haben es auch nicht versucht. Mit Recht betont K. Storck: „Es darf nicht vergessen werden, dass den sämtlichen Literaturen des Abendlandes eine allgemein umfassende Literatur in lateinischer Sprache vorausgeht, deren Inhalt die



auf der antiken Kultur aufgebaute christliche Lehre ist. An diese Kultur knüpft vor allem die deutsche aufs engste an und ausser jenen, die von Mund zu Mund aus der Vergangenheit überliefert wurden, stammen die Stoffe des Schrifttums der ältern Zeit aus dieser Literatur- und Kulturwelt, die durch die christlichen Mönche immer bewahrt und gepflegt wurde.“<sup>35)</sup>

Wie in der Form, so steht auch dem Geiste und dem Inhalte nach die Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung im 12. und 13. Jahrhundert durchaus selbständig da. Das nationale Epos dieser Zeit darf sich den grössten Schöpfungen der Weltliteratur an die Seite stellen und die Lyrik treibt im Minnesang ihre schönsten Blüten. In Walther von der Vogelweide deckt sich die Form mit echt deutschem Inhalt. Doch nur zu bald bricht der Faden ab. „Die göttliche Kunst fiel unter die Meister des Handwerks.“ Diese herrliche Poesie hat keine Kontinuität, sie wird erst wieder von den Romantikern verstanden und gewürdigt.

Eine ganz neue Zeit bricht an, die Zeit der Wiedererweckung des klassischen Altertums und des darauf gegründeten Humanismus. Zum zweiten Mal greift die antike Welt entscheidend in das literarische, künstlerische, ja sogar in das sittliche und religiöse Leben Deutschlands ein. Dass die Renaissance eine dem deutschen Volkstum fremde Kultur gewesen und eine unnatürliche Beeinflussung der deutschen Geistesentwicklung bedeutete, lässt sich nicht bestreiten, doch darf dabei die dauernde Bedeutung des Humanismus auf dem Gebiete des Schulwesens ebensowenig verkannt werden. Zahlreiche neugegründete Universitäten, so wie die von Humanisten geleiteten oder stark beeinflussten Mittelschulen streuten nach allen Seiten fruchtbringende Keime aus. Nachdem diese lange in germanischer Erde geruht hatten, gingen sie auf und waren kräftig genug, die deutsche Literatur auf einen Höhepunkt ihrer Entwicklung zu führen. Winckelmanns epochemachendes Werk „Geschichte der Kunst des Altertums“ wurde nicht bloss für die Kunst, sondern auch für die Literatur ein Markstein. Der Verfasser wies nach, dass die Seele der Antike vor allem in dem Einklang von Form und Inhalt bestehe. Angeregt durch die Ideen Winckelmanns vermochte endlich, Deutschland das Joch der Franzosen, die, wie in Sitte und Mode, so auch in der Literatur lange Zeit tonangebend gewesen, abzuschütteln und jene Zeit anzubahnen, welche wir als die „klassische Periode der deutschen Literatur“ kennen. Schon die Bezeichnung „klassisch“ lässt erkennen, welche Rolle die Antike spielte, als sie zum dritten Male eingriff in den Entwicklungsgang der deutschen

---

35) A. a. O. S. 23.



Literatur. Wir verkennen auch hier nicht den bloss relativen Wert dieses Ideals für unser Geistesleben. Die deutschen Klassiker erlagen nur zu oft der Gefahr, mit der Form der Antike auch deren Geist und Gehalt zu übernehmen, und sicher müssen wir es der Romantik als das höchste Verdienst anrechnen, dass sie die zu weit gehenden Forderungen des antiken Ideals auf das richtige Mass zurückführte; wir müssen es auch bedauern, dass ein Wieland den Alten nur den Epikureismus abzulernen wusste, dass ein Lessing seinen, an antiken Kunstwerken geübten kritischen Scharfblick in den Dienst des Rationalismus stellte und Schiller und Göthe sich ein „aesthetisches“ Lebensideal geschaffen, das mit dem christlichen gar sehr kontrastiert. Nichts desto weniger bedeutete das Wiedererwachen und das Eindringen in die Antike für die deutsche Literatur eine Wiedergeburt, die Willmann<sup>36)</sup> mit den Worten charakterisiert: „Zwischen der Sandwüste der Aufklärung und dem Lavafelde der Revolution entstand der freundliche Hain unserer klassischen Dichtung.“ In Klopstock ersteht, nach Storcks<sup>37)</sup> Ansicht, für die neue deutsche Literatur, der erste wahre Dichter. Er ist bei den Alten in die Schule gegangen, an Homer und Vergil hat sich der Sänger der Messiaside gebildet. Schiller und Göthe werden durch das aus der Antike geborene Schönheitsideal herausgeführt aus der Periode des Sturmes und des Dranges; dieses Ideal weist ihrem Dichtergenius die Bahn nach der Höhe. Das volle Erfassen Göthes und der Seinen setzt notwendig die Kenntnis der Anschauung des Altertums voraus. „Die antiken Vorbilder gaben, um mit Willmann zu sprechen, „Verständnis für Mass, Regel und Gesetz. Der gesunde Realismus der Alten steuerte dem Subjektivismus und liess die Objektivität des Idealen ahnen, welche die irrehende Philosophie in Frage gestellt hatte. Wie bei den Griechen die Dichter das alte Ethos noch wahrten, als die Sophisten es unterwühlten, so sorgten die deutschen Klassiker dafür, dass ihren Nationsgenossen das Bewusstsein des Idealen nicht verloren ging.... Der Verkehr mit den Alten gab weite Perspektiven, auch wenn man ihren Geist nicht in der Tiefe fasste. Ihre Werke, der Vergangenheit angehörend, regten den geschichtlichen Sinn an; die Anerkennung ihrer Mustergültigkeit liess das hoffärtig beschränkte Wohlgefühl „wie wir es so herrlich weit gebracht“, in seiner Nichtigkeit erkennen. Die antike Grossheit entwand dem Urteile den kleinlichen Massstab des Nutzens, man konnte nicht mehr nach Entlastung des Menschen von allem Ueberlieferten rufen, wenn man die Ueberlieferung pries, der wir die Erhaltung der alten Dichter

36) Geschichte des Idealismus. Bd. III. S. 608 f.  
37) A. a. O. S. 197.



und Kunstwerke danken; das Bewusstsein wurde rege, dass man an ihnen unverletzbar Güter besitze und ähnliche Geistesgüter selbst herstellen solle, alles Vorstellungen, welche die Schranken der Aufklärung durchbrachen.“<sup>38)</sup> So durchwehte der Geist der Antike in wohlthuender, erfrischender, aufheiternder Weise die schwüle mit allerlei Fremdstoffen erfüllte Atmosphäre der damaligen deutschen Literatur.

Die klassische Periode wurde abgelöst durch die Romantik. Diese ist in erster Linie als eine Reaktion gegen die einseitige Betonung der Antike durch unsere Klassiker aufzufassen. Der Geist sollte sich mehr in nationale Gedanken und christlichen Gehalt versenken. Wie die Klassiker in die Antike, so flüchteten die Romantiker mit Vorliebe ins Mittelalter. Ganz im Gegensatz zu dieser Flucht in die Vergangenheit beschäftigen sich die literarischen Strömungen der neuesten Zeit vorwiegend mit den Erscheinungen der Gegenwart und machen die Literatur so recht zum Spiegelbild und Abdruck des modernen Lebens. Wird da die Antike noch irgendwelche Bedeutung haben für unsere Literatur, scheint da nicht ihre Ruhe und das vornehm abgeklärte Wesen ihrer prosaischen, poetischen und künstlerischen Leistungen für immer im Wogenschwall des literarischen Marktes der Gegenwart untergegangen zu sein? Bei der kaleidoskopartigen Mannigfaltigkeit unseres heutigen Lebens, bei der nervösen Erregtheit, mit welcher die Fragen auf geistigen, sozialen und religiösen Gebieten vielfach behandelt werden, bei dem Mangel einer einheitlichen Weltanschauung, bei dem Sehnen und Suchen nach neuen Wegen..... alles Momente, die unsere moderne Literatur in greller Weise reflektiert..... scheinen uns die Worte Baumgartners<sup>39)</sup> doppelt bemerkenswert: „Die Literatur der modernen Völker, der romanischen wie der germanischen, haben von einer Neubelebung der klassischen Bildung nichts zu fürchten. Diese gehört mit zu dem fruchtbaren Wurzelstock, aus welchem sie hervorgegangen und von welchem sie sich nicht lossagen können, ohne mit ihrer eigenen geschichtlichen Entwicklung zu brechen. Homer und Vergil, Platon und Aristoteles, Demosthenes und Cicero, die Kirchenväter und die Scholastiker des Mittelalters bezeichnen geistige Faktoren, mit welchen auch das 20. Jahrhundert wird rechnen müssen. Alle Fortschritte des 19. Jahrhunderts haben sie nicht zu verdrängen oder zu ersetzen vermocht. Böten sie nichts als ein Korrektiv gegen die Schrankenlosigkeit, Formlosigkeit, die vielfach die literarische Richtung der Neuzeit charakterisiert, so müssten wir sie dankbar in Ehren halten. Aber sie bergen noch stets schöpferische Anregung in sich und bieten selbst die edelsten geistigen Genüsse.“

<sup>38)</sup> A. a. O. Bd. III S. 609 f.

<sup>39)</sup> Bd. IV. Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker. S. 681.



### δ) Antike und Rechtsstudium.

Das moderne Recht hat seine Wurzeln in der Antike. Ganz besonders ist das römische Recht ein wichtiger Kulturfaktor geworden für die geistige Entwicklung Europas.

Die deutschen Stammesrechte seit der Völkerwanderung sind, wie die ältesten Schriftdenkmäler überhaupt, in lateinischer Sprache aufgezeichnet; nicht selten sind sie auch von römischen Anschauungen durchsetzt, welche die Germanen früher durch Unterjochung oder Kontakt angenommen haben. Eine grosse Zahl dieser Stämme fand eine politische Einigung durch Karl den Grossen. Im Geiste dieses gewaltigen Herrschers reifte der Gedanke einer Sammlung und Kodifikation der Stammrechte. Den Schüler Alkuins, Rhabanus Maurus, soll sogar die Idee eines deutschen Corpus iuris begeistert haben.

Die nachfolgenden karolingischen Herrscher verfügten nicht mehr über das Genie des Mannes, welcher der Begründer einer neuen Kultur und einer neuen gesellschaftlichen Ordnung geworden war. Die verheissungsvollen Anfänge zu einer Rechtseinheit verkümmerten nur zu bald.

Seit dem 12. Jahrhundert verfiel das Stammesrecht, an seine Stelle tritt ein nach politisch-geographischen Bezirken abgegrenztes, germanisches Territorialrecht. Bei der Zersplitterung in zahlreiche Sonderrechte, in Land-, Stadt-, Lehen-, Hof-, Dienstrecht u. s. w., musste der Gedanke an die Durchführung einer Rechtseinheit immer mehr in den Hintergrund treten und schliesslich ganz verschwinden. Nur der Klerus behielt das alte Privileg des römischen Rechtes bei und übte nach diesem seine damals umfangreiche Justiz auch gegenüber den Laien aus.

Die ältesten deutschen Rechtsbücher sind der Sachsenspiegel und der auf diesen sich stützende Schwabenspiegel.

Gerade die heillose Zersplitterung des Rechts- und Staatslebens im mittelalterlichen Deutschland hat den Boden für das Eindringen des römischen Rechtes geebnet. Der Umschwung erfolgte durch die Annäherung der Päpste und der deutschen Kaiser. Die Züge, die die Kaiser nach Italien unternahmen, brachten sie in Beziehungen mit den italienischen Juristen, welche geschmeidige Werkzeuge für die Begründung ihrer politischen Ansprüche wurden. Die Idee vom „hl. römischen Reiche deutscher Nation“ veranlasste die mittelalterlichen Kaiser, ihr Amt als eine Fortsetzung des römischen Imperiums aufzufassen und mit dieser Auffassung zugleich auch dem römischen Recht auf deutschem Boden Geltung zu verschaffen. Besonders waren es die Hohenstaufen, denen an einer möglichst weiten Verbreitung des römischen Rechtes gelegen war. Tausende von Jüng-



lingen wurden veranlasst, an den italienischen Rechtsschulen, besonders zu Bologna, sich den Geist und die Grundsätze des römischen Rechtes anzueignen. Seit Karl IV. waren die Juristen nicht mehr, wie vorher, bloss wissenschaftliche Berater der Fürsten und Kaiser, sondern gelangten zu den einflussreichsten und massgebenden Stellungen.

Ganz berauscht vom römischen Rechte, von seiner feinen Gliederung, seinem systematischen Aufbau, von seiner streng logischen Methode usw., übersah man den grundsätzlichen Gegensatz zwischen römischem und deutschem Rechte; den egoistischen Interessen mancher deutscher Fürsten schmeichelte die römische Rechtsanschauung, nach welcher der Staat die Quelle alles Rechtes sein sollte, während nach christlich-germanischer Vorstellungsweise das Recht seinen Ursprung in der sittlichen und sozialen Natur des Menschen hatte und damit vor und über dem positiven Rechte, dem Staatsgesetz stand. Nach römischer Auffassung wurden die Rechtsnormen von den Menschen für ihren persönlichen Nutzen, in völliger Unabhängigkeit vom Sittengesetz aufgestellt, während nach christlich-germanischer Ansicht das Recht eine Entfaltung des unabänderlichen Sittengesetzes ist. Ein neues, fremdes Moment kam somit durch das römische Recht in die deutsche Gesetzgebung, das für die grundlegende Ausgestaltung derselben auf deutschem Boden verhängnisvoll wurde.

Dieser unnatürliche neue Geist mochte wohl der Hauptgrund sein, warum in der Praxis doch die alten deutschen Rechtsgrundsätze bis in das letzte Drittel des 15. Jahrhunderts ihre Geltung behielten. Das Volk hasste die römischen Juristen ob ihrer Missachtung des deutschen Rechtes. Andererseits bildete damals die Kirche ein festes Bollwerk; denn sie bevorzugte in ihren Kanones das deutsche Recht, wenn auch die Methode den römischen Rechtsbüchern entlehnt war.

Zu voller unumschränkter Geltung kam das römische Recht in den deutschen Landen erst in der Zeit der Renaissance. Einen Teil dieser neuen Strömung bildete auch das wissenschaftliche Wiederaufleben der antiken Rechts- und Staatseinrichtung. Wie die heidnischen Klassiker für die damalige Welt eine absolut bestimmende Kraft erlangten, wie die antiken Bildwerke als Zeichen ewiger Schönheit betrachtet wurden, so galt auch das corpus iuris als der Inbegriff des ewigen Rechtes. Leider fehlte es den weltlichen Juristen an jener grossen Klugheit, mit der das kanonische Recht das römische verwertet hat. Ihre Aufgabe hätte, richtig aufgefasst, darin bestanden, das einheimische Recht mit der den Römern abgelernten Kunst des juristischen Denkens und Redens zu durchdringen und neu zu gestalten. Allein gerade die besten Köpfe, die sich seit der Mitte des



15. Jahrhunderts auch auf deutschen Universitäten dem Studium des römischen Rechtes zuwandten, vermochten die vielen darin gelegenen fruchtbaren Ideen von den feindlichen und zerstörenden Elementen nicht zu scheiden und das Brauchbare organisch dem Bestehenden anzupassen, ohne die eigene Wesensform zu gefährden. Wie die christliche Philosophie den Aristoteles benützte, wie die christliche Kunst immer wieder bei der griechischen in die Schule gehen konnte, so hätte es sich auch für die Gestaltung der Rechtsprinzipien geziemt, die formelle Geschicklichkeit des römischen Rechtes zu bewundern und sich zu Nutzen zu machen, aber für die materielle Verwirklichung der Gerechtigkeit den Massstab christlicher Grundsätze nie aus dem Auge zu verlieren.

Freilich, man übernahm nicht das *corpus iuris* <sup>40)</sup> sondern die Ergebnisse der Literatur der Postglossatoren <sup>41)</sup>, in welchen das Gesetz des Justinian zu einem halb modernen Recht umgebildet und die schroffsten Gegensätze zum deutschen Rechte beseitigt oder verhüllt worden waren. Man konnte sich nicht so rasch von den alten volkstümlichen Rechtsansichten losmachen. So wurde ein gemeines Recht, *usus modernus pandectarum*, zusammengesetzt, in welchem auch das deutsche Element noch erheblichen Anteil hatte, doch ward der römische Bestandteil mit Vorliebe gepflegt und verdrängte allmählich den einheimischen, so dass man von einem fast vollständigen Sieg des römischen Rechtes in dieser Zeit sprechen kann.

Kam mit dem römischen Rechte nun auch, was den Geist und den Inhalt anbelangt, ein unnatürliches Moment in das deutsche Rechts-

40) Ueber Entstehung und Inhalt des *corpus iuris civilis* sei kurz folgendes bemerkt: Der oströmische Kaiser Justinian I. (527—565) liess, um der bestehenden Rechtsverwirrung durch eine umfassende Kodifizierung des Rechtes zu begegnen, aus den Schriften der früheren Juristen durch Kommissionen alles, was als geltendes Recht zu erachten sein sollte, zusammentragen. Das so geschaffene *corpus iuris civilis* zerfällt in vier Teile: *Institutiones*, *Pandektae* oder *Digesta*, *Codex* (*Justinianus*) *constitutionum* und *Novellae* (*sc. leges*). Die *Institutiones* sind ein kurzgefasstes, besonders an Gaius (röm. Rechtsgelehrter aus dem 2. Jahrh. n. Chr.) sich anlehnendes Gesetz- und Lehrbuch in vier Büchern. Die *Pandekten* (*παν δέκται* „alles umfassende Bücher“), der wichtigste Teil des Werkes, stellen eine 50 Bücher umfassende Sammlung der Rechtsaussprüche angesehener Juristen (39) dar. Die Äusserungen lehnen sich meist an einen konkreten Einzelfall an. Der *Kodex* enthält in 12 Büchern eine Sammlung kaiserlicher Erlasse und Verordnungen bis auf Justinian. *Institutionen*, *Pandekten* und *Kodex* sind als Ganzes zu betrachten. Die *Novellen* (meist griechisch abgefasst) sind Gesetze Justinians in der Zeit von 535/63 und bezwecken die Ergänzung und Vollendung des Ganzen. Die *Novellen* sind nicht amtlich veröffentlicht worden; sie sind in mehreren Privatsammlungen auf uns gekommen, deren umfassendste (erst im 16. Jahrhundert aufgefunden) 168 Gesetze enthält. Die vier Sammlungen bilden den Hauptbestandteil des in Deutschland rezipierten römischen Rechtes. Die Verbindung der einzelnen Bestandteile zu einem Gesamtwerk und die Auslegung des *corpus iuris* besorgte die Rechtsschule der Glossatoren zu Bologna. Vgl. zu diesen und den folgenden Ausführungen: *Staatslexikon* (hrsgg. v. Bruder, IV. Bd. Römisches Recht. S. 751 ff.

41) Unter Glosse im weiteren Sinne versteht man hier einen fortlaufenden Kommentar zu den justinianischen oder zu andern Rechtsbüchern. Die Glossarien zum *corpus iuris civilis* sind für die Rechtsauslegung, aber auch für die spätere Rechtsbildung bzw. Rechtsanerkennung von besonderer Bedeutung, da man bei ihrem Ansehen den Stellen, die nicht glossiert waren, auch keine praktische Gültigkeit beimessen zu können glaubte. Der letzte Glossator Okkursius († um 1260) ordnete sämtliche Glossarien zu einem allgemein gebrauchten Ganzen. Die Nachfolger der Glossatoren, die Postglossatoren, befassten sich nach scholastischer Methode mit kasuistischer Behandlung der Rechtstoffe, d. h. sie nahmen einzelne Rechtsfälle und zergliederten und zerlegten sie und übten daran ihren Geist.



wesen, das auf die Dauer keinen Bestand haben konnte, so sind anderseits auch wichtige Vorteile nicht zu verkennen. Der Hauptvorzug mochte darin bestehen, dass das römische Recht eine gewisse Einheit in die heillose Zersplitterung des Rechts- und Staatslebens im mittelalterlichen Deutschland brachte. Dr. Maschke<sup>42)</sup> sagt dazu: „Was dem deutschen Rechtsleben aus eigener Kraft erst in unsern Tagen beschieden war, das hohe Gut der Rechtseinheit, wurde im heiligen römischen Reiche deutscher Nation durch das Eindringen des römischen Rechtes damals bis zu einem hohen Grade verwirklicht..... Die Einzelpersönlichkeit wurde aus der Verstrickung in die zahllosen korporativen Bildungen des germanischen Mittelalters befreit. Lehnrecht und Hofrecht, Agrarrecht und Feudalismus, die soziale Bindung der Scholle, das waren die beengenden Schranken, zu deren Durchbrechung das römische Recht, zumal in seiner Ausgestaltung durch naturrechtliche Prinzipien die mächtigste Waffe bot. Der Gedanke des Naturrechtes als eines unmittelbar aus der Vernunft zu entnehmenden, ewig unwandelbaren und überall sich selbst gleichen Menschheitsrechtes stammt aus der Scholastik und der mittelalterlichen Schuldoktrin, hat aber seine Ausgestaltung aus dem positiven Rechte seiner Zeit geschöpft, die das Rechtsbewusstsein seiner Schöpfer naturgemäss bestimmte. Dieses positive Recht, das unbewusst die Träger des Naturrechtes beeinflusste, konnte aber kein anderes als das römische und germanische sein. Zunächst war es das römische Recht, das als für die ganze Menschheit bestimmt und auch inhaltlich den modernen Bedürfnissen entgegenkommend, vom Naturrecht als wahlverwandt empfunden und von ihm so umgestaltet und vor allem mit germanischen Rechtsideen durchsetzt wurde, dass seine Einführung in das deutsche Volksleben überhaupt erst ermöglicht wurde.“

In der Renaissance wurde die Jurisprudenz in Verbindung gebracht mit der Philologie; man ging zurück auf die Quellen, also über Justinian hinaus; die Textkritik rüttelte unbarmherzig an den überlieferten Formen des römischen Rechtes. So bildete sich ein weltliches Gelehrten- und Beamtentum, der Juristenstand, heraus, durch welchen die Stellung der rechtskundigen Schöffen unhaltbar wurde, und Reichs- und Staatsverwaltung ausschliesslich in die Hände juristisch gebildeter Männer kam.

Das dem deutschen Volke aufgenötigte römische Recht konnte zu keinem dauernden Siege gelangen. Im 17. Jahrhundert beginnt eine langsame, aber unwiderstehliche Reaktion des germanischen

---

42) Die realistische Vorbildung und das Rechtsstudium. Berlin, 1907. S. 20



Volksgeistes gegen den fremden Eindringling. Ueberall, wo die deutsche Tradition lebendig geblieben war, bildete sich ein rein deutsches Recht zum Privatrecht aus, dem gegenüber das römische dauernd seine Alleinherrschaft nicht zu behaupten vermochte; das geschah besonders auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens, des Familienrechtes, des Rechts der Liegenschaften, in der Ausbildung der Berufssonderrechte, in wichtigen Fragen des Obligationenrechtes, in den grundlegenden Problemen des Verfassungsrechtes. Seitdem ist dieser Kampf nicht mehr erloschen. Der deutsche Volksgeist war zu mächtig, um sich von einem Fremdling im eigenen Lande die Hegemonie streitig machen zu lassen; er war aber auch zu einsichtig, um das Wertvolle und Brauchbare am römischen Rechte in blindem Eifer mit dem Unnatürlichen und Unzeitgemässen zu verwerfen. Eine feinfühligte Ausscheidung der Schlacken vom Golde, das ist das Charakteristische im Prozesse der folgenden Epochen.

Ohne die Geschichte des deutschen Rechtes in seinen einzelnen Phasen genauer zu verfolgen, können wir schon aus diesem kurzen Ueberblick ersehen, dass ein volles Verständnis derselben unmöglich ist, ohne Kenntnis und genaue Berücksichtigung des starken römischen Einschlages. Zur vollen Beherrschung einer Wissenschaft gehört notwendig die Kenntnis ihrer Geschichte, ihres Auf- und Ausbaues, und nur ein Einblick in den Werdegang lässt Sinn und Bedeutung der Rechtsinstitute voll und ganz erkennen. Die Entwicklungsgeschichte einer wissenschaftlichen Disziplin verstehen, heisst all die ringenden Mächte, die fördernd oder hemmend auf sie einwirkten, studieren, heisst untersuchen und feststellen, welche Stadien des Kampfes sie durchlaufen, was für Siege sie errungen, was für Niederlagen sie erlitten, oder was für Anpassungs- und Ausscheidungsprozesse vor sich gegangen sind.

Von welcher Wichtigkeit zur Erreichung dieses Zweckes die Kenntnis und das Verständnis des römischen Rechtes ist, sagt uns Th. Zielinski<sup>43)</sup>: „Wir können die Geschichte unseres Rechtes nicht studieren, ohne das römische Recht zu studieren, und wir müssen diese Geschichte studieren, wenn wir uns einigermaßen bewusst verhalten wollen demgegenüber, was unserm Leben die Richtung verliehen hat. Die Antwort auf die Frage nach dem Sinn der Rechtsinstitute gibt uns ihre Entstehung, die Antwort auf die Frage nach ihrer Entstehung — ihre Geschichte . . . . d. h. das römische Recht.“

In Rücksicht auf die Geschichte des Rechtes ist es für den Studenten dieses Faches auch sehr wichtig, die griechische Literatur und Kultur wenigstens in den allgemeinen Um-

---

43) Die Antike und wir. Leipzig 1905, S. 90.



rissen zu kennen, wenn er die römischen Rechtsquellen voll und ganz verstehen und würdigen will. Die Rechtskultur eines Volkes ist ja nichts anderes, als ein Stück seiner Gesamtkultur. Der einzelne Teil kann nur in seinem Verhältnis zum Ganzen richtig beurteilt werden, und so lässt sich das römische Recht und seine Geschichte nicht von der nationalen Kultur loslösen, aus der es erwachsen ist. Dies betont auch Dr. Maschke: „Für die Rechtsforschung gewinnt das Problem der Verschmelzung griechisch-römischer Kultur durch den Hellenismus eine weitreichende Tragweite. Wir gewöhnen uns, die gegenseitige Beeinflussung griechisch-römischer Rechtsbildung systematisch in Betracht zu ziehen. Speziell die Bedeutung der griechischen Philosophie für das römische Recht ist erst neuerdings zum Gegenstand einer umfassend angelegten Darstellung gemacht worden, und das Ziel der durch die neuere Entwicklung der Forschung und speziell durch die Papyrusfunde eröffneten Perspektive zeichnet einer unserer führenden Romanisten mit den Worten, „dass man in absehbarer Zeit die Rechtsgeschichte des römischen Reiches in sehr viel weiterem Umfange wird zu erfassen haben, als die Schriften der klassischen Juristen sie bieten..... Damit hat die Wissenschaft des römischen Rechts den Anschluss an die in der klassischen Philologie heute herrschende Auffassung erreicht, die dem klassizistischen Dogma, dessen ewigen Wert kein Verständiger leugnet, die Erforschung der hellenistischen Kultur als gleichberechtigt zur Seite stellt.“

Wenn der Jurist der sittlichen Seite des römischen Rechtes nur bedingt, bloss unter der Berücksichtigung des antiken Standpunktes, seine Bewunderung zollen kann, so wird diese Bewunderung eine unbedingte und rückhaltslose, wenn sie sich um die juristisch-technische Seite des römischen Rechtes handelt. In Form und Methode sind die Römer geradezu zum Muster geworden für die Gestaltung des modernen Rechtes. Die Stetigkeit, das Ebenmass der innern Entwicklung, die systematische Gedrungenheit suchen ihresgleichen. Die römischen Rechtsgebilde tragen scharfe, ausgesprochene Formen, sie sind nie unklar, verwischt, oder verschwommen; Voraussetzung, Inhalt und Regel sind mit gleicher Bestimmtheit gezeichnet, indem sich an leicht erkennbare Voraussetzungen genau bestimmte Folgen knüpfen. Ganz vorzüglich seien, wie Kenner des römischen Rechtes versichern, die scharfe Erfassung, Sonderung und entsprechende Durchführung der einzelnen Elemente der Rechtsbegriffe und Rechtsverhältnisse. Die römischen Juristen hätten es verstanden, aus der den Laien verwirrenden Mannigfaltigkeit der Lebens-



verhältnisse die juristische Seite mit Geschick abzulösen, um sie so deutlich zur Darstellung bringen zu können. Sie sollen sich auszeichnen durch Konsequenz und durch eine ungemeine Leichtigkeit in der Anwendung allgemeiner Rechtssätze auf verwickelte Einzelheiten. Den römischen Juristen erscheint jedes Verhältnis sofort im Lichte der Grundsätze, die es beleuchten; mit Sicherheit treffen sie die Entscheidung der entstandenen Rechtsfragen. Die einzelnen Entscheidungen wieder zeichnen sich aus, wie uns versichert wird, durch Feinheit der psychologischen Beobachtung. Die Römer seien daher unübertroffene Meister in der Auslegung der Gesetze und der Rechtsgeschäfte, die römische Jurisprudenz erziehe das juristische Denken wie keine zweite, das römische Recht sei ganz dazu geschaffen, Meister und Schule zu sein.

Neben seiner hohen pädagogischen Bedeutung erwies sich das römische Recht auch als unerschöpfliche Fundgrube für die moderne Rechtsterminologie. In viel höherem Grade als durch seine Literatur hat sich Rom durch sein Recht ein monumentum aere perennius geschaffen. Die Geister, welche diese so scharf bestimmten Termini geprägt, sind längst erloschen, das Reich, das durch die energische, oft gewaltsame Vollziehung seiner Rechtssatzungen so mächtig geworden, ist zusammengebrochen, die Rechtsbegriffe aber haben die Stürme der Völkerwanderung überdauert, sich von Generation zu Generation vererbt und haben schliesslich in den modernen Gesetzbüchern eine neue Heimstätte gefunden.

Durch diese kurze Erörterung glauben wir auch die Wichtigkeit des römischen Rechtes als Erziehungsmittel und als unerschöpfliche Hilfsquelle für das moderne Recht genügend beleuchtet zu haben. Das Studium des römischen Rechtes zwingt den Juristen, seinen Geist in die antiken Rechtssatzungen zu vertiefen, sie dem Römer gleichsam nachzudenken und nachzubilden, Schritt für Schritt den streng systematischen Aufbau zu verfolgen, um schliesslich, nach tausend feinen Distinktionen und logischen Operationen, das Werk eines der grössten Kulturvölker des Altertums in seiner lichtvollen Klarheit und unvergleichlichen Folgerichtigkeit bewundernd überblicken zu können. Einem solchen Geistesturnier unterzieht sich der Jurist nicht umsonst. Unvermerkt geht etwas von jener technischen Gestaltungskraft auf ihn über, die ihn befähigt, der Rechtsmaterie seiner Zeit ein ähnliches Siegel aufzudrücken; ganz von selbst eignet er sich etwas von jener logischen Schärfe an, die es ihm ermöglicht, mit sicherem Blick die starken und die schwachen Seiten des einzelnen Rechtsfalles herauszuheben. Dank dieser Trainierung des Geistes wird er eben ein denkender Jurist, der in den Stand gesetzt wird, je nach



Talent und Neigung, sich an jede Aufgabe heranzuwagen, die in der Sphäre seines Faches liegt. Wie notwendig aber gerade in unseren Tagen solch logisch geschulte Geister sind, betont mit Nachdruck Th. Zielinski: „Wer das römische Recht nicht kennt, wird nie ein denkender Jurist sein; und solcher bedurften wir noch nie so sehr wie gerade jetzt, da, wie man sagen kann, eine Selbstersetzung des Kriminalrechtes und Kriminalprozesses vor sich geht, da das gequälte Gewissen der Menschheit in der Person von Tolstoj, Nietzsche, Häckel und andern immer neue Anfragen an die Rechtswissenschaft stellt und in peinvoller Spannung die Antwort erwartet.“ (S. 90.)

\* \* \*

Auf vier grossen Geistesgebieten, dem sprachlichen, philosophischen, literarischen und juridischen haben wir den Einfluss der Antike auf das moderne Geistesleben nachzuweisen versucht. Das gleiche könnte bei einer Reihe anderer Disziplinen geschehen. Wie kann da Ostwald von einer kulturwidrigen Wirkung des humanistischen Gymnasiums sprechen, wenn der Studiengang an einer solchen Schule in ganz vorzüglicher Weise geeignet ist, dem jungen Manne das Verständnis für den wissenschaftlichen Charakter seines Jahrhunderts zu erschliessen? Wir betonen ganz speziell seines Jahrhunderts. Man nennt unser Zeitalter zwar mit Vorliebe das „naturwissenschaftliche“, doch kann man es ebensogut das „historische“ heissen; denn wie Lenz mit Recht bemerkt, „haben die historischen Wissenschaften an Umfang wie an Wirkung den Wettstreit mit denen von der Natur nicht zu scheuen.“<sup>44)</sup> Fällt da der Vorwurf der Rückständigkeit und Einseitigkeit nicht auf Ostwald zurück, der für die grossen historischen Perspektiven der Gegenwart absolut kein Verständnis zeigt und die gesamte Wissenschaft nur unter dem Gesichtswinkel des Laboratoriums auffasst? In seiner radikalen Verachtung und Abwendung von aller Tradition gibt er sich durchaus als Geistesverwandten Nietzsches zu erkennen, ja überbietet diesen sogar noch an Intoleranz. „Jedem Nietzschekenner“, meint Ostwald, „werden seine „Unzeitgemässen Betrachtungen“, die Anklagen des noch jungen Denkers gegen den lebensfeindlichen Historismus ins Gedächtnis kommen. Hier bäumt sich zum ersten Male seine Selbständigkeit des Urteils in erheblicher Sache gegen traditionelle Wertungen auf. Nietzsche war unmittelbar aus der klassischen Philologie hergekommen und es ist lehrreich, zu betrachten, wie ihm hier zum erstenmale an seiner philologischen Gottähnlichkeit bange wird. Denn er betrachtet im überlieferten Sinne seiner Wissen-

<sup>44)</sup> Die Stellung der historischen Wissenschaften in der Gegenwart. Deutsche Rundschau 1897. Pöhlmann. A. a. O. S. 43. Anmerkng.



schaft die Historie noch ganz klassisch — Rankisch als eine Schilderung dessen, wie es eigentlich gewesen ist. „Es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt und zuletzt zugrunde geht, sei es nun ein Mensch, oder ein Volk, oder eine Kultur.“ Aber wenn es weiter heisst: „Der Handelnde . . . . ist auch immer willenlos, er vergisst das meiste, um eins zu tun, er ist ungerecht gegen das, was hinter ihm liegt, und kennt nur ein Recht, das Recht dessen, was jetzt werden soll,“ so schlägt bei ihm der historisch verdorbene Philologe wieder durch. Ungerecht gegen das Vergangene! Ich muss gestehen, dass ich mir hierbei keinen klaren Gedanken machen kann. Welches Recht in aller Welt hat denn die Vergangenheit? Welches könnte sie überhaupt haben? Ihr ganzer Wert und Anspruch besteht ja nur darin, dass aus ihr die Gegenwart entstanden ist. Und insofern unsere Lebensbedingungen fortdauernd andere werden, ist es nicht nur unser Recht, sondern eine wichtige Pflicht, diejenigen Urteile, die den neuen Daseinsbedingungen nicht mehr gemäss sind, schleunigst und gründlich zu beseitigen. Aber bald schlägt bei Nietzsche die Kraft der neuen Einsicht wieder durch und besonders sein Schlusskapitel über die Jugend verdient immer und immer wieder gelesen zu werden.“<sup>45)</sup> Dann führt Ostwald den flammenden Protest Nietzsches „gegen die historische Jugenderziehung des modernen Menschen“ an und verbindet damit seinerseits die Klage, dass bereits der dritte Teil eines Jahrhunderts vergangen sei, seitdem Nietzsche jene Worte aus einem gequälten Herzen geschrieben habe, und trotzdem sei es inzwischen nicht besser geworden. — Ja wirklich, aus einem gequälten Herzen entsprangen jene Worte, aber noch mehr aus einem gequälten, kranken Kopfe. Der Philosoph des schrankenlosen Subjektivismus, der eingebildete Schöpfer eines neuen Menschentypus, der in „Donner und Wetterschlägen“ alles Alte zertrümmern wollte, um mit seiner Moral jenseits von Gut und Böses zu landen, der konnte freilich in der Vergangenheit nicht finden, was den Ausgeburten seiner Spekulation und der Zügellosigkeit seiner Phantasie gleichgekommen wäre. Dass aber seine Zeitgenossen und auch die Nachwelt vor einer so revolutionären Philosophie und anarchistischen Pädagogik wie vor einem Ungeheuer zurückschreckten, zeigt nur, wie das gesunde Empfinden für die Leistungen der Vergangenheit und der Respekt vor der Tradition dem deutschen Volke noch nicht abhanden gekommen sind. Drum wird es auch nicht so leicht den jüngsten Verächtern der Vergangenheit auf den

---

45) Vgl. A. a. O. S. 375 f.



traurigen Irrfahrten ihres Geistes folgen, denn solange die Reformideen aus so trüben Quellen wie Nietzsche fließen, fürchtet man mit Recht „Brunnenvergiftung“. Am gesunden historischen Sinn unseres Jahrhunderts werden sich die Reformgelüste Ostwalds brechen, wie die schäumende Woge sich bricht am festen Hafendamm. Denn gerade dieser historische Sinn hat das Streben wachgerufen, keinen einmal errungenen Punkt der Bildung wieder verloren gehen zu lassen, keiner wechselnden Zeitströmung preiszugeben. „Das historische Prinzip“, sagt treffend Willmann,<sup>46)</sup> „ist ein Damm gegen die Rückkehr der Barbarei der Aufklärung, welche mit allem aufzuräumen bereit war, was dem Zeitgeschmack nicht entsprach. Die Einsicht, dass unsere Bildung ihre Nahrung nicht bloss aus den geistigen Regungen der Gegenwart saugt, sondern gewisse in die Vergangenheit eingebettete Wurzelstöcke hat und auf dem Stamm einer menschlichen Bildung ruht, dem die Geschichte die Jahresringe ansetzt, ist stark genug, um einem Anprall des Utilitarismus oder Amerikanismus einigermaßen standzuhalten und den in Aussicht gestellten Primat der Naturkunde, Gesundheitslehre, Technologie u. s. w. auf unseren Schulen noch eine Weile zu vertagen.

An Nietzsche und Ostwald kann man so recht die schrankenlose Masslosigkeit und egoistische Engherzigkeit des menschlichen Geistes erkennen, sobald dieser mit allen Traditionen bricht, erprobte Pfade verlässt und losgelöst von jeder Beeinflussung durch höhere Gewalten, selbständig sich zum Riesenflug in die Regionen des Wissens anschickt. Es ist nicht der ideale Schwung des Adlers zur Sonne, es ist der Flug der Krähe hinaus in Schnee und Nebel.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf den Gang unserer Darstellung und fixieren wir zum Schlusse unsern eigenen Standpunkt. In zwei Abschnitten haben wir nachzuweisen versucht, wie das humanistische Gymnasium der Welt in uns und der Welt um uns, der Menschennatur und der Menschheitskultur Rechnung trägt. Dieser durch Jahrhunderte erprobten Bildungs- und Erziehungsanstalt ist in W. Ostwald ein erbitterter Gegner entstanden, der allem Alten der Krieg erklärt und von einer neu zu errichtenden Musterschule träumt, die rein technisch-utilitaristischen Zwecken dient und deren Stundenplan etwa aus Deutsch, Mathematik, Physik, Chemie, Botanik u. Zoologie, allenfalls noch aus Esperanto (Jdo) und Turnen sich zusammensetzt. Können wir für einen solchen Ersatz unser

---

46) A. a. O. S. 264.



humanistisches Gymnasium preisgeben? Nie und nimmer! Es wäre ein Verrat an unserer Jugend, eine schmachliche Auslieferung des höheren Menschen an die Materie. Wir halten vielmehr fest am humanistischen Gymnasium, weil es durch Berücksichtigung aller Kräfte den Menschen zur harmonischen Persönlichkeit herzieht. Wir halten fest am humanistischen Gymnasium, weil es uns zeigt, wie die Antike der Beginn einer bis zur Gegenwart fortdauernden Entwicklung ist. Wir halten fest am humanistischen Gymnasium, weil wir darin die beste Vorbereitung für bestimmte höhere Berufe, für Theologen, Philologen, Juristen und Mediziner erblicken. Wir sagen auch für Mediziner, denn diese dürften bei der naturwissenschaftlichen Ausbildung, welche an den Gymnasien der Schweiz auf einer breiteren Grundlage ruht als z. B. in Deutschland und Oesterreich, mit mehr als genügenden Vorkenntnissen ihr Fachgebiet betreten. Ferner ist die Kenntnis des innern Menschen, seines Geistes- und Seelenlebens, wie sie das humanistische Gymnasium und ganz speziell eine tüchtige Philosophie vermittelt, für den Mediziner ebenso notwendig, wie die Kenntnis der ihn umgebenden materiellen Welt.

Den Geisteswissenschaften muss daher nach wie vor am Gymnasium der Primat über die Naturwissenschaften gesichert bleiben.

Dabei sind wir aber keineswegs, wie Ostwald uns vorwirft, von dem fanatischen Gedanken erfüllt, dass „nur die Beschäftigung mit den Ueberresten der alten Völker edel, alles Andere, insbesondere alle technische Beschäftigung dagegen roh und banausisch sei“. Nein, wir erkennen die volle Berechtigung der Realgymnasien, Realschulen und der technischen Abteilungen an; eine jede von ihnen bietet in ihrer Weise eine zweckmässige Vorbereitung für bestimmte, höhere Berufszweige. Bei den so vielen und komplizierten Aufgaben des modernen Lebens muss man eine Eröffnung verschiedener Wege nur begrüssen, und es ist unzweifelhaft, dass es Knaben mit hohen Anlagen gibt, die man nicht ans Gymnasium, sondern auf die Realschule schicken soll. Auch sind wir weit davon entfernt, das Monopol des Idealen ausschliesslich für das Gymnasium zu beanspruchen. Bei dem vielen Gemeinsamen, das die Mittelschulen trotz aller Verschiedenheit haben, kann das ideale Moment überall entwickelt werden, und es gibt überhaupt keinen Lehrgegenstand, aus dem das Ideale nicht hervorgehoben, wie es auch keinen gibt, in dem es nicht erstickt werden kann. Ein Hauptmoment, die formale Ausbildung, die Erziehung zur Arbeit, die Weckung der intellektuellen Kräfte, die Schulung des Geistes, die Aneignung der wichtigsten Kenntnisse auf Hauptgebieten des menschlichen Wissens kann



an all den genannten Bildungsanstalten, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, erzielt werden.

Unsere Forderung des Tages geht deshalb in erster Linie dahin, dass die Portale zur Universität und zur technischen Hochschule in ganz gleicher Weise unserer Jugend offen stehen, und dass sie sich nach einem, ihrer individuellen Veranlagung entsprechenden Bildungsgange, später zu gemeinsamer Arbeit für die grossen Interessen der Menschheit und des Vaterlandes wiederum zusammenfinden. Hermann Ostoffs „Freie Worte“ anlässlich des Festkommerses der Studentenschaft zur Jahrhundertfeier der technischen Hochschule in Berlin sind auch uns aus dem Herzen gesprochen: „Es wird folglich wohl dabei bleiben müssen, dass wir anzuerkennen haben, dass verschiedene Wege zu einem und demselben Ziele, zu dem Ziele der Vervollkommenung des Menschengeschlechtes und Menschendaseins durch die Kultur und Kulturverbreitung, hinführen. Vornehmlich sind dies in unsern Tagen zwei Hauptwege. Der eine führt nach wie vor, man mag sagen, was man wolle, über Hellas und Rom; der andere mag etwa über Charlottenburg und Essen an der Ruhr gehen. Dieser letztere ist der Weg, den Sie, die Herren Doktoren der angewandten Wissenschaft und Naturforschung, zu wandeln haben; jener erstere bleibt uns, den Ingenieuren der sogenannten reinen Wissenschaft, der abstrakten Spekulation und Forschung vorbehalten. Am schönen Ziele angelangt, werden wir Männer der beiden Richtungen, der Universitäts- und der Technikumsbildung, uns begegnen und gegenseitig die Hände reichen.“<sup>47)</sup>

Dieses Zugeständnis schliesst nun aber nicht aus, dass wir auch in der Zeit des technischen Fortschrittes das hum. Gymnasium als die Bildungsstätte des Geistes par excellence betrachten, und zwar solange, als die andern Schulen nicht den Beweis erbracht haben, dass sie in gleichem Masse wie das Gymnasium dem Ideale edler Menschlichkeit entgegenführen, so weite Perspektiven eröffnen wie dieses, im jungen Manne das Verständnis für die Arbeiten von Generationen wecken und ihm die grossen, geistigen Zusammenhänge der Kultur, wenigstens bis zu einem gewissen Grade zum Bewusstsein bringen.

Wie sehr auch in unserer Zeit die Humanitätsbildung über der Realbildung steht, mag uns der Brief eines Studenten klarmachen, der auf Wunsch seines Vaters die Realschule und dann die Universität bezogen hatte. Das schriftliche Dokument dieses jungen Mannes hat der frühere Leipziger Professor, H. Kolbe, in seinem „Journal für praktische Chemie“ veröffentlicht. Er stammt aus dem Jahre 1884 und enthält

---

47) „Freie Worte.“ Akademische Gelegenheitsreden aus dem Heidelberger Prorektorat 1899—1900. S. 35.



unter anderem folgende interessante Stelle: „„Ich hätte mich glücklich gefühlt, wenn nicht Eins mich bedrückt, wie ein Alp auf mir gelastet hätte, nämlich die mehr und mehr mich beunruhigende Erkenntnis, dass ich in der allgemeinen Bildung hinter meinen Kommilitonen zurückstand, welche auf humanistischen Gymnasien vorgebildet waren. Ich erlag fast dem peinlichen Gefühle, an manchen Unterhaltungen, deren Gegenstände über den Horizont meines Wissens hinausgingen, nicht teilnehmen zu können, weil ich fürchtete, mir Blößen zu geben. Besonders in der Geschichte und dem Urteil über geschichtliche Vorgänge, nicht minder in der Bekanntschaft mit den Klassikern waren mir die meisten Kommilitonen weit voraus, und wenn nun gar von Homer, von den Schönheiten der unübertrefflichen Schilderungen in der Odyssee und Ilias gesprochen wurde, schwitzte ich sozusagen Blut in der Furcht, meine Unwissenheit möchte zu Tage kommen. — Da fasste ich den Entschluss, zu tun, was schon manche andere in gleicher Lage vor mir taten, die Lücken meines Wissens auszufüllen, das Versäumte tunlichst nachzuholen. Ich klagte mein Leid meinem Vater, welcher mich begriff und nun doppelt bedauerte, mich nicht gleich anfangs auf ein humanistisches Gymnasium getan zu haben. . . . . Mit dem Reifezeugnis kehrte ich nicht nur reicher an Wissen, sondern nun auch gewöhnt und befähigt, mit kritischem Ohr zu hören, mit kritischem Aug' zu lesen, zur Universität zurück.“ . . . . Wir entnehmen die Stelle dieses Briefes einem Artikel der „Basler Nachrichten“<sup>48)</sup> betitelt: „Zur Reform des Gymnasiums“, auf den uns ein Lehrer der Naturwissenschaften freundlichst aufmerksam machte. Der Verfasser dieses Artikels fordert für das Gymnasium seiner Vaterstadt Basel, das sich als reines Literargymnasium darstellt, entschiedenere Betonung der Naturwissenschaften, oder dann die Errichtung einer eigenen real-gymnasialen Abteilung neben der literarischen. Seine, nach unserem Empfinden durchaus berechtigten Forderungen hindern ihn aber nicht, die im obigen Briefe auseinandergesetzten Vorzüge der humanistischen Bildung selbst für den Studierenden der Naturwissenschaften in vollem Umfange gelten zu lassen. Jeder Universitätslehrer, sagt er, mache die Erfahrung, dass die sprachliche, die historische und die kritische Vorbildung den Gymnasiasten trotz mangelnden Vorkenntnissen in den Realfächern bei der wissenschaftlichen Arbeit fast immer den Vorzug vor dem Realschüler gewinnen lasse. Selbst Ostwald habe trotz seiner heftigen Angriffe gegen die langjährige Beschäftigung mit den toten Sprachen zwei seiner Söhne die Gymnasialmaturität machen lassen; allerdings sei

---

48) 29. März 1912. Beilage zu N. 87.



die Vorbereitung darauf durch Privatunterricht und in kürzerer Zeit erfolgt.

Ausstellungen und einleuchtende Reformvorschläge, wie sie der Korrespondent der „Basler Nachrichten“ macht, lässt man sich gern gefallen. Wir verkennen durchaus nicht, dass am humanistischen Gymnasium von heute vielerorts manches anders sein könnte, dass z. B. in den obern Klassen an Stelle der formalistischen Schulung viel mehr auf die Erfassung des Inhaltes, auf ethisch-aesthetische Würdigung der Autoren, auf literarische und ganz besonders kulturelle Einflüsse, sowie auf die Weckung der Selbsttätigkeit der Schüler gedrungen werden sollte. Welch schwere Anklagen gegen das humanistische Gymnasium die Vernachlässigung dieser Punkte heraufbeschwören kann, ersehen wir z. B. aus einem Vortrag über das dichterische Kunstwerk in der Schule von Dr. Heinrich Hart. Er klagt: „Wir haben auf der Schule die Ilias und Horaz' Oden gelesen; dass das Werke der Kunst waren, ersahen wir aus der Literaturgeschichte; wir selbst lernten sie nur als grammatische Etüden kennen. Hätte uns jemand nach der Lektion gesagt, wir hätten soeben einen Kunstgenuss herrlichster Art gehabt, wir hätten den Mann für verrückt gehalten.“<sup>49)</sup> Desgleichen sah Abt Uhlhorn in dem formalistischen Betrieb des altsprachlichen Unterrichtes eine der Kapitalsünden des Gymnasiums. „Darin liegt die Hauptschädigung, dass unsere Bildung eine einseitig philologisch-grammatische ist, während sie eine historische sein sollte. Die Aufgabe ist, unsere Jugend in den Ertrag der Arbeit der vergangenen Zeiten einzuführen und sie damit auszurüsten, damit sie so gerüstet zu leitenden und führenden Persönlichkeiten in unserem Volke werden können.... Es soll daher nicht mehr Grammatik um der Grammatik willen getrieben werden, sondern die Hauptsache soll die Einführung in die alten Klassiker und die Grammatik soll das Mittel dazu sein.“<sup>50)</sup>

Nach dieser Seite hin mag in vereinzelten Fällen gefehlt werden und eine massvolle Kritik am Platze sein, nur sollen die Anklagen und Vorwürfe nicht keulenartig auf eine Einrichtung und einen Stand niedersausen, der wirklich so etwas nicht verdient. Es ist unbegreiflich, wie ein hervorragender Naturforscher wie Ostwald eine durch Jahrhunderte erprobte pädagogische Institution, aus welcher eine ganze Phalanx von grossen Männern hervorgegangen, sowie den gesamten Philologenstand in einer Art und Weise verhöhnen kann, dass Takt und Anstand es einem verbieten, sich mit seinen Worten näher zu befassen.<sup>51)</sup>

49) Vgl. Budde: Die Wandlung des Bildungsideals in unserer Zeit. S. 9.

50) Vgl. Budde: Das Gymnasium des 20. Jahrhunderts. S. 45 f.

51) Vgl. „Grosse Männer“ 2. Aufl. S. 355.



Dem auf den Triumph der Naturwissenschaft so stolzen deutschen Titanen, der bald in bacchantischem Uebermut zur Zertrümmerung der Burg der humanistischen Bildung ins Horn stösst, bald als moderner Jeremias durch seine Lamentationen Deutschland in die Schranken ruft, möchten wir zum Schlusse das ruhige, besonnene Urteil Willmanns zu beherzigen geben, der von hoher wissenschaftlicher Warte aus das gesamte Geistesleben in seinen Zusammenhängen überblickt und der Existenzberechtigung, ja der Notwendigkeit der humanistischen Bildung neben der naturwissenschaftlichen in folgenden Worten Ausdruck gibt: „Der klassische Unterricht ist das A B C der gelehrten Studien, darin hat sich seit den letzten Jahrhunderten nichts geändert. Man kann einwenden, dass gelehrte Studien und wissenschaftliche Studien sich nicht decken und dass es moderne Wissenschaften gibt, die man betreiben, fördern, anwenden kann ohne gelehrte Kenntnis ihrer Materien. Das kann für einzelne Geltung haben; Praktiker, Meister des Experimentes, des Kalküls usw. können ihre Wissenschaft fördern, in der Gesamtheit ihrer Vertreter aber muss auch die gelehrte Behandlung Vertretung finden. Kein Einsichtiger aber wird danach die Vorbildung differenzieren wollen; vielmehr soll jedem Jünger der Wissenschaft die Voraussetzung von jeder Art ihres Betriebes geboten werden. Keine Wissenschaft darf die Fühlung mit ihrer Geschichte verlieren; die historische Behandlung ihrer Probleme und Fragen ist um nichts geringer als die experimentelle. Anhaltende Zurückdrängung des gelehrt-historischen und damit zugleich des philosophischen Elementes der sogenannten exakten Wissenschaft müsste bei allem Zuwachs von anderer Seite deren Verarmen und Sinken nach sich ziehen.... Zugegeben einen Augenblick, der sogenannten exakten Wissenschaft allein gehöre die Zukunft, eines Zweifachen werden, selbst wenn man von dem philosophischen Elemente absieht, ihre Vertreter niemals entbehren können: einerseits der Verfügung über die Sprache, als das Mittel, das Erforschte auszudrücken und niederzulegen, ein Mittel, dessen Handhabung wahrlich keine geringere Exaktheit verlangt als die Forschung selbst, und andererseits des Rückblickes auf den schon durchmessenen Weg mit seinen Errungenschaften und seinen Missgriffen, zur Bürgschaft für die richtige Kontinuität der Forschungsarbeit. Beides aber vermittelt die Philologie, deren A B C somit eine Ausstattung für jede, auch die modernste Wissenschaft gewährt.“<sup>52)</sup>

Solange daher Ostwalds Bildungsideal so problematisch und gespensterhaft über den von ihm erträumten Ruinen des humanistischen

---

25) Didaktik. 4. Aufl. S. 367 f.



Gymnasiums schwebt, können und dürfen wir es nicht mit dem unsrigen vertauschen. Wem der Menscheng Geist, das Menschenherz und der Menschenwille als das Höchste hienieden gilt, und wer diejenige Schule als die beste betrachtet, die all diesen Kräften und zugleich den höhern Bedürfnissen der Zeit Rechnung trägt, der wird Ostwalds Vorschlag, mit dem edeln Menschenmaterial unserer studierenden Jugend „systematisch zu experimentieren“<sup>53)</sup> mit Entrüstung zurückweisen. Dieses Experiment riecht zum vorneherein zu stark nach Explosivstoffen. Aus seiner kochenden Retorte werden allerdings keine Quietisten oder bloss Pessimisten hervorgehen, wie dies Ostwald dem humanistischen Gymnasium vorwirft,<sup>54)</sup> dafür aber vielleicht genug Nihilisten und Revolutionäre. Und dass wir mit dieser Befürchtung nicht vereinsamt dastehen, mag Ostwald aus dem Munde eines deutschen Stammesgenossen vernehmen, der aus dem lauten Rufe nach Reform, aus dem Jubel über die freie Schule der Zukunft ein trauriges Echo herauszuhören glaubt, das bange Befürchtungen in seiner Seele aufsteigen und ihn sehnlichst wünschen lässt, auch fernerhin in der Erstarkung der Gegenwart durch die Vergangenheit die sicherste Bürgschaft für die Zukunft zu suchen. „Im öffentlichen Leben der Gegenwart,“ sagt Gerichtsassessor Dr. Maschke, „tritt der europäischen Kultur eine Weltanschauung drohend entgegen, die den Zusammenhang mit der nationalen Vergangenheit grundsätzlich ablehnt. Schwerer als je kämpft das Nationale seinen ewigen Kampf mit dem Universalen.... Der Klang eines nie gehörten Tones erfüllt die Luft, wie das Echo, das Macbeths Schloss nächtlich vor der Ermordung Duncans durchhallte. Wenn überhaupt etwas den den Volkskörper unterwühlenden Mächten erfolgreich entgegentritt, so ist es die tiefere Erkenntnis von der Kontinuität des geschichtlich Gewordenen, als dessen Ergebnis jede Epoche und damit auch die eigene überhaupt erst zu würdigen ist. Wie im Leben des Einzelnen, so schafft auch in dem der Völker nur die historische Kontinuität, die geschichtliche Wahrheit, das Bleibende: „veritas fundamentum aeternitatis.“<sup>55)</sup>

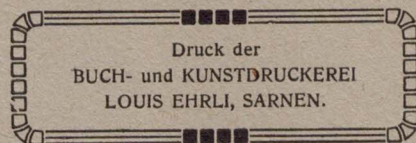


53) Vgl. Wider das Schulelend. S. 15.

54) Ebds. S. 10.

55) Die realistische Vorbildung und das Rechtsstudium. S. 18.





Druck der  
BUCH- und KUNSTDRUCKEREI  
LOUIS EHRLI, SARNEN.